This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

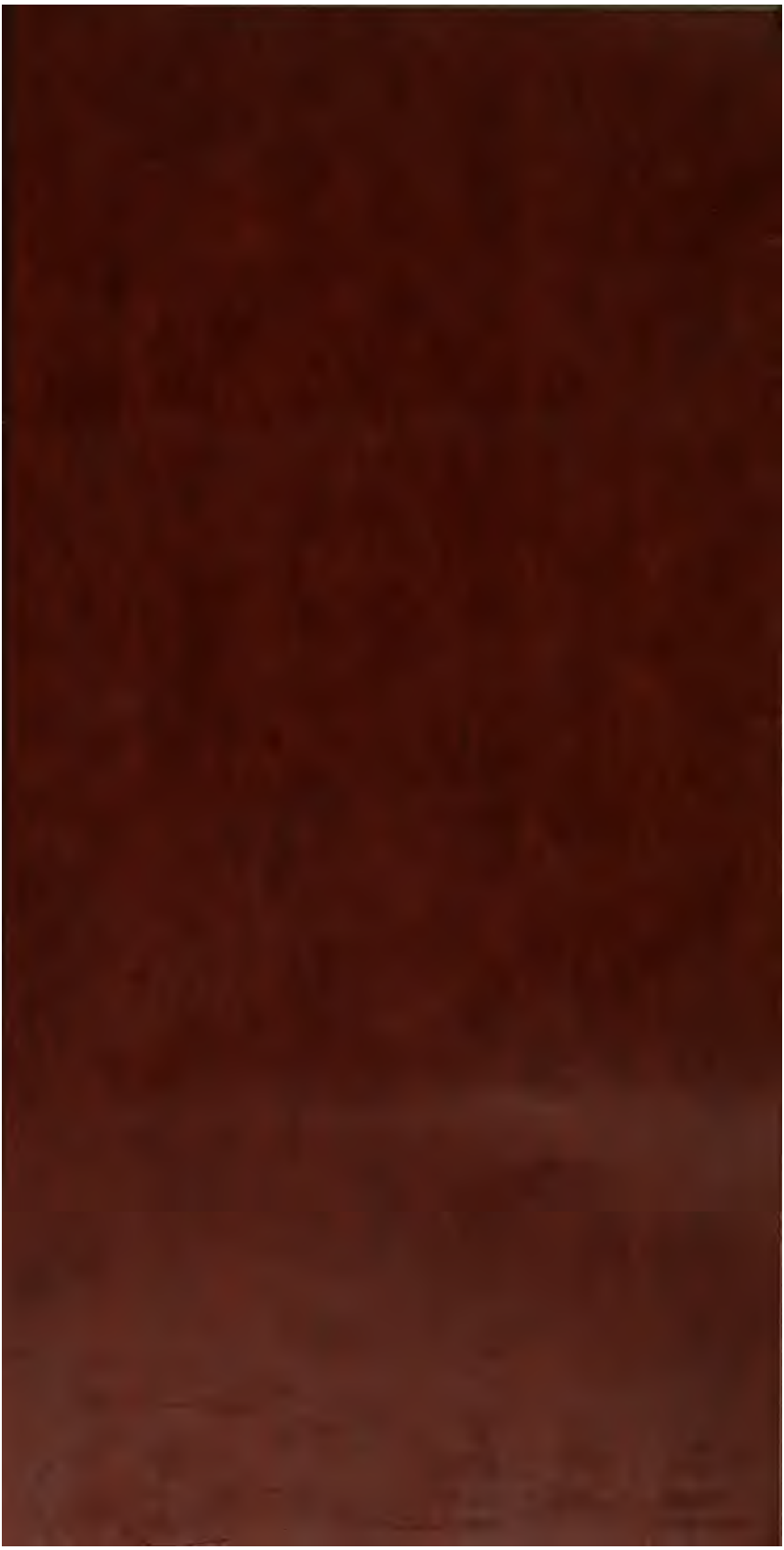
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



EdUC 8335.197

Harvard College Library

BOUGHT FROM THE
ANDREW PRESTON PEABODY
FUND

BEQUEATHED BY
CAROLINE EUSTIS PEABODY
OF CAMBRIDGE

Die gebildete Frau

und

die neue Zeit.

Eine Gabe an die deutschen Frauen

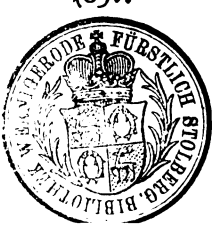
von

E. von der Decken.

Jeder Einzelne möge zu seinem eigenen Besten das Ganze bedenken und dafür eintreten.

Baco von Verulam.

Göttingen
Vandenhoeck und Ruprecht
1897.



Im Herbst 1896 ist erschienen:

Oben und Unten. Sozialer Roman aus der Gegenwart von M. Andrae-Romanek. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Preis 3 Mk. 60 Pf., geb. 4 Mk. 50 Pf. 312 Seiten. 1896.

Aus bis jetzt erschienenen Besprechungen:

Die Frau, Monatschrift von Helene Lange, schreibt (1897, Januar): „Der Roman ist Tendenzroman und will nicht als reines Kunstwerk beurteilt werden; er gewährt Einblicke in das sociale Leben der Gegenwart, in die krassen Gegensätze zwischen dem Leben der oberen Zehntausend und des Proletariats und ist wohl geeignet, ein gedankenloses Lesepublikum aus seiner Gleichgiltigkeit aufzurütteln. Die Verfasserin ist mit warmem Herzen und offnen Augen durch die Stätten des Elends gegangen, und das Mene tekel, das sie ihren Klassengenossen zeigt, dürfte sich bei vielen wirksamer erweisen als der Anblick dieses Elends selbst, gegen den die Gewohnheit sie abgestumpft hat."

„Die Nation" 1896 Nr. 12; „Der Dissensus, welchem wir Ausdruck gegeben haben, möge dem Buche noch mehr Leser gewinnen, als das Lob, welches wir seiner lebendigen Darstellung, seiner frischen Erzählungsweise, seiner warmen Theilnahme, aus der es geschrieben ist, mit voller Aufrichtigkeit spenden. Es ist Jedermanns Pflicht, Stellung zu nehmen zu den verschiedenen Versuchen, welche es unternehmen, die soz. Frage zu „lösen"; das empfohlene Buch wird alle Leser, welche mehr als flüchtig unterhalten sein wollen, anregen, nach einer bestimmten klaren Antwort zu suchen und das wird auch dann ein Verdienst des Buches bleiben, wenn die Leser über die soziale Frage und ihre Lösung anders urtheilen, als die treffliche Frau mit dem klaren Blick und dem warmen Herzen, welche es geschrieben hat."

„Für's Haus" 1896: „Wer einen offnen Blick für die sozialen Schäden unsrer Zeit hat, wird den Roman mit Interesse lesen."

Die Grenzboten 1896, 48: „Wir bewundern den Heldenmuth, mit dem die Verfasserin sich in den großstädtischen Sumpf hineingewagt hat, um Studien zu machen und um zu helfen."

Stadtpfarrer Th. Traub (Stuttgart) schreibt im **K. Anzeiger f. Württ.** 1896, Nr. 45: „Da ist Kraft und herbe Wahrheit und glühende Liebe, geboren und genährt aus dem christlichen Glauben, dem man es noch, wie in alten Tagen, zutraut, daß er die Welt überwindet. Ja so, wie hier geschildert, werden die oben von unten, und die unten von oben angesehen und behandelt. Das nichtige Leben so mancher reichen Tochter, die Protzenhaftigkeit industrieller Millionen-Parvenus, die Unsittlichkeit mancher Offiziere, die grellen Gegensätze des frivolen Luxustreibens der Reichen und Vornehmen zu den Hungerlöhnen vieler Arbeiterinnen, der Haß der Sozialdemokratie gegen alles, was christlicher Glaube ist, zum Hungertyphus führende verschämte Armut und gesundheitszerstörende schlechtbezahlte Arbeit, der Leichtsinn und die Veränderungssucht des jungen Gesindes, das Elend des Schnapses, die Schwächen der Sozialdemokratie, die Einsicht und das thatkräftige Wohlwollen verständiger, weiterschauender Fabrikanten, das Eindringen sozialer Gedanken und Interessen in die höheren und gebildeten Schichten, aufopfernde, das Leben einsetzende und drangebende Liebe bei der Fabrikarbeiterin für das kleine Ziehkind und die Eltern, bei der edlen Millionärin, die in der Fabrik arbeitet und alles hingiebt, für den Arbeiterstand — dies und anderes mehr findet treffende Darstellung in dem Roman. Schuld und Sünde wird nicht beschönigt oder abgeschwächt, aber richtig zugeteilt. Die Abrechnung mit dem Mammonismus wie mit dem Materialismus ist eine gründliche. Lebenswahre, oft plastische Anschaulichkeit und ernste Gedankenarbeit kommen gleichermaßen zu ihrem Recht. Möge das Buch — zumal auf den Tischen der Vornehmen und Reichen — die viele entnervende und entstellende Lektüre verdrängen und die Unruhe und Unzufriedenheit schaffen, die erst dann sich zufrieden giebt, wenn wir uns auf dem Weg zum wahren Frieden unseres Volks und unseres Herzens wissen."

Lit. Blatt f. kath. Erzieher 1896: „Wir empfehlen den Roman recht gern als spannende und gleich belehrende Volkslektüre" (nicht für die Jugend).

Deutsches Blatt 1896, Nr. 265: „Ein neuer soz. Roman, den wir bis zur letzten Zeile mit größter Spannung gelesen haben. Wir können das Buch als Geschenk für Erwachsene recht empfehlen."

Th. Lit. Bericht 1896, S. 409: „Ein sehr lesenswerthes Buch."

Das Volk 1896, 8. Nov.: „Das Buch regt sehr zum Nachdenken an und ist wohl ·et, im Herzen der Leser das zu wecken, woran es noch am meisten fehlt, nämlich und Verständnis für die vielfachen Nöte unsrer arbeitenden Bevölkerung. Es ens empfohlen."

Neues sächs. Kirchenblatt 1896, No. 48: „Wir sähen den Roman gern in Händen."

1

Die gebildete Frau

und

die neue Zeit.

Eine Gabe an die deutschen Frauen

von

E. von der Decken.

FÜRSTLICH STOLBERG. BIBLIOTHEK WERNIGERODE

Jeder Einzelne möge zu seinem eigenen Besten das Ganze bedenken und dafür eintreten.

Baco von Verulem.

Göttingen
Vandenhoeck und Ruprecht
1897.

Educ 8395.197

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE
ANDREW PRESTON PEABODY
FUND

June 17, 1933

Inhalt.

		Seite
I.	Die gebildete Frau und die höheren Stände	5
II.	Die gebildete Frau und der Arbeiterstand	14
III.	Die Volkspflege	21
IV.	Die Notwendigkeit anderer Mädchenerziehung	33
V.	Das akademische Studium der Frauen	42
VI.	Die Quelle der sittlichen Kraft	51

I.

Die gebildete Frau und die höheren Stände.

Wir Alle empfinden, daß unsere gesellschaftlichen Zustände ungesund sind. Wir fühlen, daß neben äußeren Mißständen innere soziale Übel uns belasten, die uns mit Unruhe und Unbehagen erfüllen. Wir begegnen, — ein sicheres Krankheitszeichen unserer Zeit, — jetzt sehr wenig Lebensfreudigkeit unter den Menschen.

Es ist Menschenloos, daß wir für die Gegenwart handeln und den Blick in die Zukunft nicht haben, weil erst aus der Gegenwart die Aufgaben der Zukunft erwachsen. Dadurch haftet aber all' unserm Thun ein unerkannter Mangel an, der zu einer Summe aufgestaut, uns schließlich vor offenbare Schäden stellt.

Die beiden großen Schäden, die unserer Gesellschaft mit ihrer Fortentwicklung erwuchsen, sind:

Die Verflachung und die Selbstsucht der oberen und die Verrohung und Erbitterung der unteren Schichten.

Alle Krankheitserscheinungen aber haben eine grundlegende Ursache, und es nützt wenig, wenn man den Erscheinungen mit Heilmitteln begegnet. Es werden immer nur Linderungs-Mittel bleiben. Man muß die Ursache erforschen und beseitigen.

Wenn jetzt die Frauenfrage ihr Haupt immer höher erhebt, so geschieht es, weil wir bewußt und unbewußt wahrzunehmen beginnen, daß die Wurzeln unseres heutigen sozialen Übels in den geistigen und ethischen Mängeln liegen, die unsere Frauen belasten. Die praktische Notwendigkeit des Frauen-Erwerbes ebnet dabei unserer Erkenntnis den Weg.

Als wir noch keinen abgesonderten Arbeiterstand hatten, gab es für die Frau der höheren Stände überhaupt keine offen ausgeprägte

soziale Aufgabe. Ihr Wirkungskreis lag in der Familie. Daß in früheren Zeiten den gebildeten Frauen, also damals den adligen, mit den Klosterabteien, denen sie vorstanden, die Verwaltung ausgedehnter Länderbezirke oblag, scheint uns bei der Untüchtigkeit unserer heutigen Frauen fast einer vorgeschichtlichen Zeit anzugehören [1]). Wenn daher jetzt die Frau mit ihrem Thun aus den Schranken des Familienlebens heraustritt, so wird das vielfach als die Folge unserer ungesunden Verhältnisse angesehen. Die Folge der Verhältnisse ist es allerdings, aber nicht der ungesunden, sondern der fortschreitenden. Ob mit dem Fortschreiten auch ein uneingeschränktes Bessern verbunden ist, wäre eine ebensolche Frage, wie die, ob ein gereifter Mensch glücklicher zu nennen sei als ein Kind. Glücklicher nicht, aber vollendeter, Glücklicher als die „gute alte Zeit" unsrer Großeltern mag die unsere nicht sein, aber fortgeschrittner ist sie, und nur ein Thor kann wünschen, den Fortschritt zu hemmen, etwa, um sich von liebgewonnenen Ansichten nicht trennen zu müssen. Ein Volk, das nicht mehr fortschreitet, stirbt ab.

Die fortschreitenden Verhältnisse also sind es, die eine Erweiterung in der Lebensaufgabe der Frauen bedingen, und weil die Frau in ihrem geistigen Standpunkte hinter der Fortentwicklung unserer Zeit zurückgeblieben ist, erweist sie sich deren Anforderungen gegenüber als untüchtig. — Und das ist die Wurzel des Übels, an dem wir kranken.

Nun streben manche Vertreterinnen der Frauenfrage in etwas ungestümem Eifer dahin, die Welt zu überzeugen, daß die Frau mit ihrem geistigen Können dem Manne gleichsteht, und stützen darauf die Forderung des gleichen Arbeitsfeldes für sie. Damit thun sie der guten Sache einen schlechten Dienst.

Die Annahme, die Frau sei geistig geringer geartet als der Mann, halten nur noch die Trägen fest, und mit dem Beweise für das Gegenteil finden sie sich, weil er ihnen unbequem ist, durch ein geringschätziges Achselzucken ab. Die Denkenden haben es längst erfaßt, daß die Frau kein geringer aber ein *anders* geartetes Geistesweſen hat als der Mann. Sie wird daher ihre soziale Aufgabe auch nur dann befriedigend lösen, wenn sie sich in einer Weise be-

---

1) Siehe darüber: Die Frau im Kommunaldienst von Frau Lippmann. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.

thätigt, die ihrer geistigen Eigenart entspricht, und nicht, wenn sie ohne Auswahl dieselben Aufgaben zu lösen strebt, die der Mann löst.

Um zu wissen, welche Aufgaben der geistigen Eigenart der Frau entsprechen, müssen wir uns zuerst klar machen, worin diese Eigenart besteht.

Die geistige Eigenart des Weibes ist die Weiblichkeit. — Was aber haben wir uns unter Weiblichkeit zu denken?

Von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß die geistige Eigenart des Weibes etwas sein muß, was sich mit seiner natürlichen Bestimmung deckt, erklärt E. Gnauck [1]) tiefgreifend und schön Weiblichkeit mit Mütterlichkeit, wobei sie aber vor der Gleichwertung von Mütterlichkeit und Mutterschaft warnt. Es giebt sehr viele Mutterschaften, deren Trägerinnen auch nicht einen Hauch von Mütterlichkeit haben, und sehr viele weibliche Wesen, die, ohne Mutter zu sein, über den vollen Schatz echter Mütterlichkeit verfügen. Bei Jenen werden wir immer einen Mangel empfinden, von den Andern uns immer wohlthuend berührt fühlen, und wenn sie geistig auch noch so dürftig ausgestattet sind.

Aus dieser Thatsache ist die Fabel entstanden, daß gescheute Männer mit Vorliebe dumme Frauen heiraten. Dumme nicht, aber weibliche, und bei der jetzigen Verfassung unserer gebildeten Kreise finden wir Weiblichkeit und geistige Entwickeltheit leider nicht häufig vereint.

Wie sehr Mütterlichkeit die ursprüngliche Eigenart des weiblichen Geschlechtes ist, sehen wir, wenn wir die Kinder in ihrem Wesen beobachten. In dem kleinen Mädchen liegt ein mütterliches Fürsorgen, sei es für die Puppe, sei es für die jüngeren Geschwister, während der Knabe mehr sich selbst lebt und dem, was von außen an ihn herantritt.

Weiblichkeit oder Mütterlichkeit ist also der dem Weibe angeborene Trieb, sich in den Dienst des Schwächeren zu stellen, und wenn sie diesem Triebe folgt und ihn entfaltet, erwirbt sie sich den Adel echter Weiblichkeit. Dem Manne ist der Trieb angeboren, sich in den Dienst der Sache zu stellen, und je fester er zu seiner Sache steht, desto höher rühmen wir seine Männlichkeit. Dementsprechend

---

1) E. Gnauck: „Über den Begriff der Weiblichkeit". „Tägl. Rundschau" 26. Dez. 1893 und „Die Zeit" 20. Dez. 1896.

sieht das Weib regelmäßig zuerst die Person und dann die Sache, der Mann sieht zuerst die Sache und dann die Person. Dieser Verschiedenheit bedingt gegenseitige Ergänzung, durch die die Anschauungen beider Teile erst in die richtige Mitte gerückt werden. Ohne männlichen Einfluß läßt die Frau über der Person leicht die Sache außer Acht, wodurch sie unsachlich und kleinlich wird, der Mann vergißt ohne weiblichen Einfluß über der Sache leicht die Person und wird dadurch rücksichtslos.

Daraus ergiebt sich, daß sowohl Mann als Weib ihre soziale Aufgabe dann am besten lösen werden, wenn sie ihre Eigenarten vereint dabei einsetzen, was völlig nur in der Ehe möglich wird. Wir müssen die soziale Aufgabe der Frau daher auch auf Gebieten suchen, die für sie die Ehe nicht ausschließen, denn wir dürfen nicht, um ein Übel zu heilen, ein anderes verschlimmern, nicht, um die Frauen gebildeter Kreise aus ihrer jetzigen Untüchtigkeit zu einer sozialen Berufsarbeit emporzuheben, sie immer mehr in die Eheloſigkeit hineintreiben, ebenso wenig, wie wir ihre Lebensaufgabe in zwei einander widerstreitende Teile zerlegen dürfen, entweder soziale Bethätigung oder Ehe. Die Frauenbewegung in ihrer einseitigen Gestalt, die, unbekümmert um die Bedeutung der Weiblichkeit, nur die Erwerbs- und Bildungsfrage der Frauen im Auge hat, würde dahin führen.

Die soziale Aufgabe der Frau, die sie nach ihrer geistigen Eigenart zu lösen berufen ist, liegt genau in der Richtung der beiden großen sozialen Schäden, die wir oben nannten, denn hier liegt auch ihre soziale Schuld und ihre soziale Verpflichtung.

Ihre soziale Schuld. — Die „gute alte Zeit", in der der Tag der Frauen mit nutzbringender Thätigkeit ausgefüllt war, ging durch die wachsende Industrie allmählich unter. In dem Maße, wie damit der Tag der Frauen arbeitsleer wurde, griffen sie zur „Beschäftigung", nicht ahnend, daß sie damit den Grund legten zu dem wirtschaftlichen Rückgange der mittleren und oberen Klassen der Gesellschaft. Indem die Frau nicht mehr mit ihrem Fleiße, sondern die Industrie gegen bares Geld den Haushalt versorgt, ist das Leben so kostspielig geworden, daß es den meisten Vätern unmöglich gemacht wird, für die Studienzeit ihrer Söhne so viel Kapital zu schaffen, daß sie damit eine gründliche und nicht bloß die allernötigste Ausbildung für ihren Beruf erhalten können. Wie oft hört man heut-

zutage von jungen Leuten die Äußerung: „Ich werde das und das, — habe zwar wenig Luſt dazu, intereſſire mich mehr für Dieſes und Jenes, — aber man kommt ſo am ſchnellſten zu etwas“. Die Folge dieſer Notwendigkeit iſt, daß die Welt voll Stümper und unbefriedigter Leute ſteckt, die an ihrem Berufe wenig Freude haben, weil er ſeines idealen Gehaltes entkleidet, lediglich zur Erwerbsfrage gemacht wird. Die Jugend aber bedarf der Freude. Sie bedeutet ihr, was der wachſenden Pflanze Sonnenſchein bedeutet. Findet ſie in ihrem Berufe keine, ſo ſucht ſie anderswo danach, in Trinkgelagen und Ausſchweifungen, die den werdenden Menſchen ſchon in der Blüte vergiſten, und in einer Zeit, in der der jugendliche Geiſt ſich mit Kräften der Ideal-Welt ausrüſten ſoll, ihn in den Schlamm des Lebens hinabdrückt, und damit oft ſein ganzes Daſein ſtempelt. Es trifft faſt ausnahmelos zu, daß die Wenigen, die ihrem Berufe ein ideales Streben entgegenbringen, und die dabei, unbeengt durch Erwerbsrückſichten, ihrem jugendlichen Wiſſensdrange folgen können, ſich von den Ausſchweifungen der Jugend rein erhalten. Denen früh ſchon die ideale Lebensader unterbunden wird, die verfallen einer unfrohen Mittelmäßigkeit, und die Welt gewöhnt ſich, mit dem Mittelmäßigen fürlieb zu nehmen, während bei geſunden Verhältniſſen Jeder in den Grenzen ſeines Könnens das Beſte zu leiſten ſtrebt. Die Allgemein-Bildung, auf der die Fachbildung ſich eigentlich erſt recht lebensvoll entwickeln kann, bleibt in Folge der wirtſchaftlichen Mißverhältniſſe unſrer Zeit ſehr zurück. An der Hand des materiellen Genuſſes, mit dem der Verkürzte ſich für die geiſtige Beſchränkung entſchädigt, bildet ſich in ihm die Genußſucht heran, und aus der Genußſucht wächſt die Selbſtſucht auf. Die Induſtrie kommt mit ihren Erzeugniſſen dieſer Richtung entgegen, und ſo heißt das oberſte Gebot unſerer gebildeten Kreiſe jetzt bei der Mehrheit: „Ich will genießen“, ſeien es Kunſt-, ſeien es Tafel-, ſeien es Mode- und Lebensgenüſſe, welcher Art immer. Und darüber wird das Leben immer ſchaler, das Ich immer ſchlaffer, die Quellen geiſtiger Geſundheit, das Sorgen und Denken für Andere verſiegen immer mehr. Selbſtgeſchaffenes Glück trägt immer ein individuelles Gepräge. Die Genüſſe dagegen, die von außen kommen, ſind für Alle die gleichen. Und man greift nach denſelben Genüſſen, man lieſt dieſelbe, oft recht wertloſe Tagesliteratur, man wird herdenweiſe auf genau demſelben Bildungsgange möglichſt raſch dem erwerbbringenden

Ziele zugetrieben, und darüber wird aus dem Individuum eine Schablonen-Figur, — zuletzt reden auch Alle dasselbe —, und über den Verkehr der Menschen untereinander legt sich eine lähmende Langweile, die ihn jeder erquicklichen Eigenschaft beraubt.

Neben dem pecuniären Rückgange der Familien und dem Aufwuchern des Materialismus ist noch ein anderes Übel aus dem allmählichen Wegfall des Arbeitens der Frauen „besserer" Stände erwachsen. Sie haben sich selbst entwertet.

Die Ritterlichkeit gegen die Frauen, die der Dichtermund feiert, stammt aus jener Zeit, in der das Burgfräulein wie das Bürgerkind: „reget ohn' Ende die fleißigen Hände und mehrt den Gewinn mit ordnendem Sinn". Was für ein liebenswürdiges Bild von häuslichem Behagen und gegenseitiger Achtung stellt uns das vor Augen.

Die „moderne" Frau dagegen fühlt sich erst auf der Höhe ihrer gesellschaftlichen Stellung, wenn sie ihr Hauswesen von Stubenmädchen und Köchin, ihre Kinder von einem Fräulein besorgen läßt und selbst von Spitzen und Schleifen umbauscht mit einem Romane in der Hand auf der Chaiselongue ruht. Als die Tüchtigkeit der Frauen im Niedergehen war und die Ritterlichkeit der Männer mit sich in's Grab riß, half man sich mit Romantik. Die Frauen und Männer wurden Schöngeister, und man erhielt sich noch eine Weile auf der gleichen Ebene gegenseitiger Bewunderung. Immerhin blieb die Frau noch „Erhalterin" des häuslichen Besitzes, wenn sie auch aufgehört hatte in eigner tüchtiger Arbeit „Mehrerin" desselben zu sein. Und nun, da die Maschine immer mehr Raum im täglichen Leben gewonnen, der Tag der Frau immer arbeitsleerer geworden ist, der Arbeiterstand sie immer mehr entlastet, — was macht sie da mit der frei gewordenen Zeit?

Sie zersplittert sie, daß ihre Tage wie ein wertloser Kram in alle vier Winde zerstieben, aber sie ist immer sehr „beschäftigt". Sie nimmt kostspielige Mal- und Musikstunden, sie hört diese und jene Vorträge, besucht auch wohl eine Kochschule, in der sie kochen, aber nicht wirtschaften, nicht häuslich bedenken lernt, kurz, sie bildet sich, und diese Bildung kostet sehr viel Geld. Und was sie einbringt? — Praktisch nichts, und geistig — Verflachung. Man sehe doch nur die „vielbeschäftigten" Frauen unserer gebildeten Kreise an. — Das studiert und künstlert und wirkt, und kommt von einer

Haſt in die andere und hat in ſeinem Weſen ſo gar nichts Wohlthuendes, ſo Planloſes, Zielverwirrtes, Unbefriedigtes, Ungeklärtes. Berufslos ſteuern ſie dahin, unbeglückend den Mann, der ſie erwählt, unanmutend den, der erſt wählen möchte. Wenn die Mädchen wüßten, wie liebenswürdig eine geiſtig geſunde Berufsarbeit ſie machte, ſie würden ſchon aus Eitelkeit all' ihren ſchöngeiſtigen Wirrwarr d'ran geben und vernünftig, d. h. weiblich arbeiten. Jetzt greift die Frau der „beſſeren" Stände erſt wieder zur Arbeit, wenn die Not anklopft und dann geſchieht es oft widerwillig und verſchämt. Wir ſind in unſern Anſchauungen wieder in das Heidentum zurückgeſunken, nach deſſen Begriffen Arbeit Sache der Sklaven iſt, der Frau von Stande nur Müſſiggang ziemt. Als ob das Chriſtentum nicht unſere verlorene Menſchenwürde wieder hergeſtellt hätte, indem es uns mit dem Bewußtſein der Verpflichtung zur Arbeit für einander ausſtattete. Und von dieſer Menſchenwürde iſt auch die Frau nicht ausgenommen. Sie hat das Recht nutzbringend zu wirken; ſie hat ſo gut wie der Mann das Recht für das Gemeinwohl einzutreten, und will ſie ihre Menſchenwürde wahren, ſo muß ſie es thun, muß wieder arbeiten, ſonſt ſinkt ſie, wie im Orient, zur wertloſen Sache herab.

Wir ſind auf dem beſten Wege dazu.

Schon im Vaterhauſe ſinkt die Tochter im Werte. Ein Vater von vier Söhnen wird beglückwünſcht, ein Vater von vier Töchtern beklagt. Sorgenvoll ſieht er auf ſeine Mädchen mit dem Gedanken, „wie werde ich ſie unterbringen im Leben?" Wie zum Ausgleiche für ihr ſpäteres Darben, willfahrt er ihrer Modeſucht und ihren Modebeſchäftigungen, und damit wird ihm eine geradezu erdrückende Laſt auf die Schultern gewälzt, die ihn mißmutig gegen die Töchter ſtimmen muß, und wenn er nicht alle Lebensfreude in den täglichen Sorgen einbüßen will, ſo flüchtet er in den Leichtſinn. Man führt ein auf Täuſchung berechnetes Scheinleben, und ſtufenweiſe ſinkt die Selbſtachtung und der Wahrheitsbegriff in den Familien. Den gedankenloſen, nervös haſtigen Frauen der Gegenwart iſt auch die Achtſamkeit für das Kleine und die klare Beſonnenheit im Erhalten deſſelben abhanden gekommen, und damit rinnt viel Kleingeld zum Hauſe hinaus, und mit dem Kleingeld viel Frieden und häusliches Glück.

Da ſie nichts leiſtet, empfindet die Tochter des Hauſes auch

bald, daß sie nichts ist, und sie beginnt nach einem Manne zu haschen, denn wenn sie eine Frau ist, so ist sie doch wenigstens etwas. An Stelle des weiblichen Stolzes tritt widerliche Gefallsucht, und indem sich das Weib immer mehr entwertet, raubt es dem Manne seinen besten sittlichen Halt: die Achtung vor den Frauen. So lange die Welt besteht, wird sich die Wahrheit jener Ur-Erzählung der Menschengeschichte widerholen, die den Abfall des Mannes von Gott erst durch den Abfall des Weibes geschehen läßt. Mit dem seelischen Sinken der Frau sinkt auch der seelische Zustand des Mannes. Die Familie ist der Nährboden für das Große und Gute in einem Volke, und die Frau, als Hüterin des Familienlebens, ist auch die Hüterin dieser Schätze. — Wenn die Frau sinkt, sinkt das ganze Volk.

Es ist ein schönes Zeugnis für die Tiefe des deutschen Volksgeistes, daß in ihm von Alters her „eine religiöse Ehrfurcht vor dem Heiligen und Ahnungsvollen des weiblichen Wesens lag“ [1]). Daraus ging die Heilighaltung der Familie hervor, wie wir sie so ausgeprägt in keinem andern Volke finden, und aus diesem häuslichen Heiligtume die großen Männer, deren weltbewegende Thaten von einem sittlich religiösen Ernst getragen sind, wie dies bei keinem andern Volke der Fall ist. Keines hat einen Herrscher aufzuweisen, der, nachdem er sein Volk auf den Gipfel des Ruhmes geführt hat, in solcher Sinnesschlichtheit sagt: „Ich will, daß meinem Volke die Religion erhalten bleibt“, wie der greise Kaiser Wilhelm es gethan, keiner der großen Staatsmänner anderer Nationen ist imstande gewesen, seinem Volke zuzurufen: „Wir fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt“, und kein Reformator konnte so aus der Allgewalt seiner Herzensüberzeugung heraus sprechen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“ wie der Deutsche Martin Luther.

Wir dürfen aber die Frau nicht allein für ihren Niedergang verantwortlich machen. Der Mann, der als Wissender der sozialen Entwicklung gegenüber stand, hat sie ihrem geistigen Verfalle preisgegeben. Die Frau war mit ihren Interessen und ihrer Thätigkeit

---

1) Prof. Pfleiderer: Der deutsche Volkscharakter im Spiegel der Religion. Deutsche Rundschau, August 1894.

an das Haus gebunden, das öffentliche Leben entzog sich ihrer Beurteilung. Es konnte sich daher in ihr auch kein Verständnis anbahnen für die Veränderung, die sich mit dem Entstehen der Fabriken und des Arbeiterstandes in den sozialen Zuständen vollzog. Sie fühlte nur, daß ihr Tag leer wurde, aber der Weg zu nützlichem Thun, war ihr verschlossen. Der Mann, in der ihm eigentümlichen Art, sich zunächst dem Sachlichen zuzuwenden, übersah das Weib und hatte keinen Blick für ihr seelisches Zurückbleiben, und übersah den Arbeiter, und hatte keinen Blick für sein seelisches Darben, für sein geistiges Verkommen. Als die Klagen der Leute nicht mehr zu überhören waren, suchte er mit einer Reihe gutgemeinter Einrichtungen Abhülfe zu schaffen. Daß er, so geboten diese waren, dem Arbeiter das Beste, was er brauchte, damit doch noch nicht gab, — die Zufuhr neuer Nahrung für sein Gemütsleben, das in den Fabriksälen und Werkstätten mit ihrem sinnbetäubenden Einerlei verstumpft, das entzog sich ihm. Ebenso übersah er, daß die Frau der besseren Stände mit ihrer frei gewordenen Zeit, dem Arbeiterstande nun verpflichtet ist, und daß sie für ihre nunmehrige Aufgabe auch geistig ausgerüstet werden müsse. Er ließ sie in ihrer bisherigen Unmündigkeit; ihr, aus ihrer Eigenart geborenes Bestreben, dem Arbeiterstande zu helfen, belächelte er als „Vereins- und Wohlthätigkeits-Manie", und wenn ihr Verlangen nach besserer Verstandesbildung zu laut wurde, speiste er sie mit willkürlich zusammengestellten Bildungsbrocken ab, mit Sprachkursen und Vorträgen in Lyceen, und mit diesem bunten Wissenstand behängt, einem arbeitslosen Dasein preisgegeben, sollte die Frau das sein, wozu sie berufen ist: die Leiterin des kommenden Geschlechtes, die Gehülfin des Mannes, der unterdessen rastlos vorwärtsschritt auf der Bahn wachsender Intelligenz. Und als die Folgen seiner Unterlassungssünde sich auch an ihm vollzogen, er selbst sittlich niederging und dem platten Materialismus verfiel, der häusliche Wohlstand, das beglückende Familienleben immer mehr zerrann, da erhob er die alte uranfängliche Klage: „Das Weib, das du mir zugesellet hast, ist Schuld daran". Ja, die Schuld an der Verflachung der oberen Gesellschaftsschichten trägt sie, und die Verrohung der unteren erhebt ebenso Klage gegen sie wegen unterlassener Pflichterfüllung, aber die Verantwortung dafür trägt der Mann, und darum belastet das Verhängnis dieser Schuld ihn schwerer, als das Weib dadurch belastet

wird. An seine Brust prallen die Wogen des sozialen Kampfes, er ist tiefer in die Disteln und Dornen verstrickt, die durch die Untüchtigkeit und Entwertung des Weibes in dem Leben unserer Gesellschaft aufsprießen, und nur mit Hülfe des Weibes wird er in dem doppelten Kampfe Sieger sein.

Wenn wir die beiden großen Schäden unserer Zeit heilen wollen, müssen wir den Standpunkt der Frauen heben. Das wird uns aber nur gelingen, wenn wir ihnen für ihr verloren gegangenes Feld häuslichen Fürsorgens ein anderes Feld persönlicher Fürsorge geben und sie für das neue Arbeitsfeld geistig tüchtig machen, und damit stehen wir vor dem großen, noch nicht annähernd genug bebauten Felde gemeinnütziger Thätigkeit und vor der brennenden Frage einer Vertiefung der Mädchenerziehung.

II.

Die gebildete Frau und der Arbeiterstand.

Liegt in der Verflachung der oberen Gesellschaftsschichten die soziale Schuld der gebildeten Frau, so stehen wir mit der Volkspflege vor ihrer sozialen Verpflichtung.

Bevor wir aber das Gebiet der Volkspflege in seinen Einzelnheiten besprechen, müssen wir uns über seine Entstehung und über seine Grundforderungen klar werden.

Der Fabrikarbeiter hat der Frau der besseren Stände eine Fülle von Zeit frei gelegt, die sie jetzt, je nach ihrer Neigung mit geistigem Genießen ausfüllt. Seine Daseinsbedingungen dagegen gestatten ihm nicht, sein Leben mit den geistigen Gütern zu schmücken, die das Leben des Menschen von dem des Tieres unterscheidet. Das Tier arbeitet, nimmt Nahrung, ruht und vollendet sein Leben im Kreislaufe seiner tierischen Fähigkeiten. Das Leben des Arbeiters hat lange Zeit ziemlich denselben Kreislauf gehabt, und wir wundern uns, daß wir uns ein rohes Proletariat erzogen haben!

Der Staat ſchützt in erſter Linie die bürgerlichen Rechte ſeiner Unterthanen, für die Rechte des Gemütlebens muß das Volk ſelber eintreten. Aber durch Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung ſchafft er im Volksleben Raum dafür, denn ſo gut er weiß, daß auf geiſtigem Gebiete aller Zwang zwecklos iſt, ſo gut weiß er auch, daß ein Volk ohne Pflege des Gemütlebens zur Brutalität herabſinkt.

Angeſichts der Geſetze, die darüber wachen — oder doch wachen ſollen —, daß der Arbeiter auskömmlichen Lohn erhalte, nicht überbürdet werde, ihm ſeine Ruheſtunden, ſeinen Ruhetag ſichern und ſein Alter vor Nahrungsſorgen ſchützen, fragen die, die für ſich nie, für Andere immer zufrieden ſind: „Was wollen die Leute noch mehr? Wenn ſie nur fleißig und ordentlich ſind, wenn Mann, Frau und die heranwachſenden Kinder nur die Arbeitsmöglichkeit ausnutzen, die ſich ihnen bietet, dann können ſie bequem leben, ſtehen ſogar beſſer da als wir, die wir vor ſo viel mehr Ausgaben geſtellt ſind. Was verbraucht unſereins allein für Zeitſchriften, die man doch haben muß, um mit der Welt Fühlung zu behalten. Aber das Volk iſt eben anſpruchsvoll Man ſehe nur wieviel die Leute für Putz ausgeben, und ſie eſſen oft beſſer als Unſereins. Da iſt es kein Wunder, wenn ihr Verdienſt draufgeht und ſie nichts zurücklegen können.“

Wir wollen die Putzſucht und die Großthuerei des Volkes gewiß nicht rechtfertigen, aber wir möchten nur fragen, erſtens: ob in den Familien der Gebildeten, denen doch die reifere Einſicht zur Seite ſteht, nie mehr für den Putz der Frauen, für Eſſen und Trinken ausgegeben wird, als mit den Einnahmen ſo übereinſtimmt, daß noch Erſparniſſe für die Zukunft der Kinder und für das dienſtunfähige Alter gemacht werden können. Woher denn die pekuniäre Zerrüttung in ſo vielen Familien unſerer guten Geſellſchaft! Wir wollen nur einmal das Beiſpiel bedenken, das der Fabrikherr ſeinen Leuten giebt, der ſich in unſinnigem Luxus nicht genug thun kann, und das Geld, das die Arbeiter ihm, — ſie wiſſen es am beſten, wie ſauer — erwerben, in genußſüchtiger Üppigkeit verſchleudert. Kann man es den weniger Einſichtsvollen da ſo ſehr verargen, wenn ſie an demſelben Narrenſeile ziehen?

Zweitens fragen wir, ob der Arbeiter nicht auch Sinn hat, für das, was der Weltlauf Wiſſenswertes bringt, und ob die Zufuhr dieſer Intereſſen für ihn, bei ſeiner geiſtig abſtumpfenden Arbeit

nicht eine doppelt wünschenswerte Auffrischung wäre, während der Gebildete aus seiner Arbeit allein schon geistige Anregung nimmt?

Und drittens, hat der Arbeiter nicht auch ein Recht auf ein geordnetes, in sich geschlossenes Familienleben? Darf er nicht danach verlangen, seine Frau für sein Hauswesen zu haben, zur Behütung seiner kleinen Kinder? Muß er Gott danken, daß die öffentliche Wohlthätigkeit den Schutz der Kleinen, die Bereitung der Mahlzeiten übernimmt, danken, unbekümmert darum, daß sein ungepflegtes „zu Hause" ihm darüber zu einer zufälligen Schlafstätte herabsinkt?

Um die idealen Rechte seines Menschtums, um ein beglückendes Familien- ein gedeihliches Seelenleben kämpft, ihm selbst oft unbewußt, der Arbeiter jetzt.

Die Frau der besseren Stände ist dem Arbeiterstande mit ihrer frei gewordenen Zeit verpflichtet, sie steht schon um ihres sittlichen Wertes willen vor der Notwendigkeit wieder nutzbringend zu arbeiten, das mütterliche Fürsorgen entspricht ihrer geistigen Eigenart: folglich ist es ihre Pflicht und ihr Recht die Volkspflege zu ihrem eigensten Arbeitsgebiete zu machen.

Bisher hat die Thätigkeit der Frauen für das Volkswohl vorzugsweise den Stempel der Wohlthätigkeit getragen. Wir können uns aber der Thatsache nicht länger verschließen, daß es sich nicht mehr um Wohlthätigkeiten handelt, bei denen es auf das Belieben des Einzelnen ankommt, sondern daß wir mit der Volkspflege vor einer deutlich ausgeprägten sozialen Pflicht stehen. Der Mann, der im Interesse der menschlichen Gesellschaft mit seinen Händen arbeitet, hat ebenso ein Recht auf ein menschlich befriedigendes Dasein, wie der, der mit dem Kopfe dafür arbeitet. Daß die höhere Arbeit auch eine höhere Fassung der äußeren Lebensbedingungen erheischt, versteht sich von selbst. Aber auch der Hand-Arbeiter hat das Recht auf ein vor Not geschütztes Familienleben und auf geistige Ansprache, und wo seine materiellen und geistigen Mittel dazu nicht ausreichen, hat der, der im Besitze dieser Mittel ist, die Verpflichtung für ihn einzutreten. Bei den öffentlichen Einrichtungen ist diese Thatsache vom Gesetze anerkannt. Auch der Unbesteuerte und der Arme genießt das Gute einer geordneten Staats- und Gemeinde-Verwaltung und Keinem fällt es ein, den Leuten nur nach Maßgabe ihrer Steuer die Vorteile des Post- und Eisenbahnverkehrs, der Straßen-

reinigung u. s. w. gewähren zu wollen. Das Allgemein-Interesse bedingt Gleichheit dabei und der Reichere kommt eben selbstverständlich mit für den Ärmeren auf.

Neben jenen Bedürfnissen des öffentlichen Lebens liegen aber noch die des privaten, und da soll der Könnende für den Nichtkönnenden ebenso selbstverständlich eintreten. In natürlichem Gerechtigkeitsgefühle lehnt das Volk unsere Wohlthätigkeitsbestrebungen immer mehr ab, ist aber dankbar und anerkennend, wenn wir ihm gegenüber unsere Pflicht thun. Mit Wohlthätigkeit werden wir die soziale Kluft nie überbrücken, das können wir nur durch Pflichterfüllung. Der Unterschied liegt in der Gesinnung; die äußere Form der Volkspflege wird dadurch — zunächst wenigstens — kaum eine Änderung erfahren; aber der Unterschied ist so tiefgehend, daß bei dem gleichen Thun die eine Gesinnung die soziale Feindschaft zwischen uns und dem Volke aufrecht erhält, die andere ein menschlich freundliches Einvernehmen schafft. Zwei kleine Erlebnisse mögen diese Thatsache näher beleuchten.

Zwei hochgestellte Geistliche tauschten ihre Erfahrung über die Gesinnung des Volkes ihnen gegenüber aus. Beide hatten längere Zeit Arbeiter im Hause gehabt. Der Eine rühmte, die Leute seien fleißig, zuverlässig und gefällig gewesen und zugänglich im Verkehr. Der Andere hatte die gegenteiligen Erfahrungen gemacht. Ihm gegenüber waren die Arbeiter anspruchsvoll und ablehnend gegen jede freundliche Annäherung gewesen, und er hatte darin einen neuen Beweis gesehen, wie feindlich das Volk den Vertretern der Kirche gegenüber stehe. Uns fiel es nicht schwer, den Schlüssel zu diesem scheinbaren Widerspruche zu finden. Der Eine hatte, dafür bürgte seine Persönlichkeit, als Mensch zum Menschen gesprochen, der Andere, nach seiner Weise, als „Würdenträger" zum „Volk".

Das Zweite.

Eine Arbeiterfrau erzählt der Dame, die an ihrer Not herzlich teilnimmt: „Die Damen haben mir ja auch geholfen. Ich bekam Kohlenkarten, die mußte ich mir alle Woche bei Frau N. abholen. Das erste Mal hab' ich's gethan, aber es hat mich gewürgt, wie ich die Karte hab' nehmen müssen. Das zweite Mal, da konnt' ich nicht anders, da hab' ich sie Frau N. vor die Füße geworfen und bin fortgelaufen, so rasch ich gekonnt hab'". Die Damen des Vereins waren in heller Entrüstung. — „Da sieht man das Volk!

Ist es wohl wert, daß man ihm hilft?“ Und die Unwürdige wurde aus den Reihen der Empfangenden ausgestrichen. Uns schwoll das Herz in Freude über die schöne Gesinnung, die noch im Volke lebt. Nicht, daß die Frau die Karte wegwarf, war schön, — ein wohlerzogener Mensch hätte das nicht gethan, — aber daß sie trotz ihrer Not sich gegen die gönnerhafte Art auflehnte, mit der ihr die Hülfe zuteil wurde, auf die sie von Menschheitswegen ein unwiderlegliches Recht hatte, das war der Ausdruck eines Stolzes, dem wir Hochachtung zollen müssen, und einer unmittelbaren Wahrhaftigkeit, wie sie der unverdorbenen Kindesnatur anhaftet.

Der deutsche Fehler, sich gar zu leicht den Bedürfnissen Andrer anzupassen, ist, in's Gute übertragen, der Wunsch Andern Unebenheiten zu ebnen, und zwar entspringt dieser Wunsch nicht aus kühler Höflichkeit, sondern aus einer tief eingeborenen Gutherzigkeit. Darum hat kein Volk so sehr die natürliche Fähigkeit für einander einzutreten aus „Überzeugung des Gemütes“ wie das deutsche, und darum ist auch kein Volk so befähigt, die soziale Frage in brüderlichem Ausgleiche zu lösen, wie das unsere. Die undurchführbare Gütergemeinschaft phantastischer Köpfe kann uns nicht zum sozialen Frieden verhelfen, auch nicht die Bellamy'schen Utopien, wonach der Staat die Versorgung Aller übernimmt, können es. Damit würde, vielleicht bei ökonomischem Aufschwunge eines Volkes, sein ethischer Gehalt stark zurückgehen. Wir würden ein Volk auseinander bröckelnder Egoisten werden, und eine der tiefsten Quellen für unser irdisches Glücksgefühl, aus der die besten und edelsten Thaten entspringen, würde versiegen. Arm und Reich ist eine Notwendigkeit für das Bestehen der menschlichen Gesellschaft. Diese Unterschiede allein ermöglichen den gesunden Kreislauf der Interessen, der zur Fortentwicklung führt.

Indem wir aufhören mit unserer Hülfe dem Volke „Wohlthaten“ zu erweisen, ihm vielmehr „sein Recht“ gewähren, legt sich uns noch etwas Anderes nahe, nämlich bei den Einrichtungen der Volkspflege das Volk selbst zur Verwaltung mit heranzuziehen. Bisher haben wir die Leute wie Unmündige behandelt, über ihre Köpfe weg Einrichtungen für sie getroffen, und wenn diese Einrichtungen an ihren Lebensverhältnissen und ihrem Widerstreben scheiterten, waren wir verstimmt. Das Volk ist nicht mehr unmündig,

nur unerfahren, arbeitbeanſprucht und arm. Laſſen wir einige geeignete Perſönlichkeiten aus ihren Kreiſen in Sachen der Volkspflege mit beraten, und wir werden erſtens ſtaunen, wie viel geſunder Menſchenverſtand in den Leuten ſteckt, zweitens, wenn wir es recht anfangen, erfahren, wie ſpiel guter Wille in ihnen lebt, und endlich ſehen, wie viel Intereſſe dadurch in ihren Kreiſen für die gute Sache geweckt wird. Wir werden nicht mehr zu der Klage Veranlaſſung haben: „das Volk will ſich nicht helfen laſſen“. Es will ſich ſchon helfen laſſen, aber nach Menſchenrecht, brüderlich, nicht gönnerhaft. Im Übrigen müſſen ſwir auch erſt wieder das Vertrauen des Volkes erwerben. Jahrzehnte lang haben wir es geringgeachtet, und erſt ſeit ſich in ſeinen Notſchrei ein Klang der Drohung miſcht, wenden wir ihm wieder unſer Intereſſe zu. Freilich wird es bei der gemiſchten Verwaltung auch zu Unzuträglichkeiten kommen, aber — haben wir die, wenn die Verwaltung nur in den Händen Gebildeter liegt, nicht? Selig ſind ja doch nur die Friedfertigen, und nur die Sanftmütigen werden das Erdreich beſitzen.

Wir kommen zu einem dritten Punkte, durch den die Volkspflege eine andere Stellung im öffentlichen Leben erhalten würde. Die praktiſche und ethiſche Notwendigkeit, daß die gebildete Frau wieder arbeite und den häuslichen Beſitz mehre, iſt uns bereits entgegen getreten. Da die bisher vorhandenen erwerblichen Berufsarten der Frauen überfüllt waren, hat man auf das Arbeitsgebiet der Männer übergegriffen. Frauen wurden Buchhalterinnen, Telegraphiſtinnen, ſtehen im Schalterdienſte und dabei verarmt die Geſellſchaft immer mehr an Idealem, weil wir das „Ewig-Weibliche“, das uns hinanziehen, uns Lebensfreude und Reichtum des Gemütes vermitteln ſoll, in das Joch der kalten Außenarbeit zwingen. Das Weibliche im Weib, der Trieb und die ſchöne Fähigkeit zu perſönlichem Fürſorgen verkümmert bei ſolcher Berufsthätigkeit. Wenn unſere Geſellſchaft wieder geſunden ſoll, müſſen wir das Weib wieder auf ſeinen naturgemäßen Boden, auf den des perſönlichen Fürſorgens, verpflanzen. Die Volkspflege iſt ſolcher Boden, aber der Boden muß auch die Arbeiterin ernähren. Die Frau muß in dieſer Arbeit beſoldet werden, und zwar ſo, daß wir ſie nicht ſelbſt zu notbelaſteten Arbeiterinnen herabdrücken. Damit würden wir ihrem Wirken die Lebensader unterbinden. Mirza-

Schaffi sagt von der Not: „sie streift, was uns Lieblichstes gegeben, vom Herzen, vom Gemüte ab". Und doch kommt es ja gerade darauf an, daß die Volkspflegerin mit „dem Lieblichsten, was ihr gegeben", mit dem frohen Sichselbstvergessen im Dienste Anderer, der Not der Belasteten entgegentrete, und nur wenige starke Charaktere vermögen unter dem Drucke eigener Not, die Anderer trostreich zu lindern.

Nun entsteht die Frage, woher sollen die Mittel zur Besoldung der Volkspflegerinnen genommen werden? Die einzige Möglichkeit ist, auf privatem Wege mit kleinen Anfängen den Stein in's Rollen zu bringen. Das Bedürfnis nach besserer Volkspflege wird von den Gemeinden und Industriegesellschaften anerkannt und die Sorge dafür übernommen werden, sobald sie den Vorteil empfinden, der ihnen daraus erwächst. Außerdem würden viele Einrichtungen die Betriebskosten sehr bald selber decken, so daß es sich neben dem Anlagekapital nur noch um das Gehalt der Leiterin handeln würde, das mit der Zeit ganz oder teilweise sehr oft auch aus den Einkünften wird bestritten werden können. Nur wo es sich ausschließlich um geistige Pflege handelt, dürften dem Volke keine Zahlungen auferlegt werden. Es steckt von Natur viel Hülfebereitschaft in den Menschen, sie muß nur geweckt und in richtige Bahnen geleitet werden, und das ist Sache vernünftiger und umsichtiger Frauen. „Where is a will, there is a way", sagt der Engländer. Je mehr das hülfreiche Vorgehen der Einzelnen die Möglichkeit und die Notwendigkeit zu helfen lehrt, desto größer wird die Zahl derer werden, die es für das Natürliche und nicht für etwas Besonderes halten, daß sie sich den einen oder den anderen Überfluß versagen, um Mittel für die Beseitigung der Not des Volkes frei zu legen. Wir sollten uns aber bei dem Beraten und „Stimmung-Machen", wie der Kunstausdruck heißt, nicht so lange aufhalten. Über allem „Stimmung-Machen" ergeht es, wie es als Parodie auf unsere alten Opern dargestellt wurde, daß, während der Chor in allen möglichen Modulationen Hülferufe singt, der Ertrinkende nach dem Gesetze der Schwere längst untergegangen ist, ehe die Hülfe herbei gesungen ist. Während wir beraten vollzieht sich Stunde um Stunde das Verhängnis der geistigen und leiblichen Not des Volkes. Wir brauchen weniger „allgemeine Stimmung", als beherzte und besonnene That, wie wir sie von August Hermann Franke, von Dissellhof,

Wichern und manchen Anderen, Männern und Frauen kennen, Thaten, bei denen aus unscheinbarem Anfange, der auf die Notwendigkeit der Sache hin gewagt wurde, weit verzweigte, segensreiche Einrichtungen hervorgingen, die unter uns stehen, als überwältigendes Zeugnis für die Wunderkraft einer von Gottesgedanken getragenen Menschenliebe.

III.

Die Volkspflege.

Werfen wir nun einen Blick auf die einzelnen Gebiete der Volkspflege.

Da wir es als ihr Ziel bezeichneten, dem Arbeiterstande ein leiblich und sittlich gesundes Familienleben zu schaffen, so beginnen wir mit Besprechung der Einrichtungen, die zunächst dem häuslichen Leben des Volkes dienen, mit den Wirtschaftsschulen für Mädchen aus dem Volke, die dringend gebildeter Damen als Leiterinnen bedürfen. Es fehlt noch allenthalben an solchen Schulen, und wo sie bestehen fehlt es an geeigneten Leiterinnen[1]). Wenn es dahin käme, daß der Staat solche Schulen gründete oder die Gemeinden zu deren Gründung verpflichtete und den Besuch nach Beendigung der Volksschule obligatorisch machte, — womöglich auf drei Jahre[2]) — so würde die dadurch erreichte Gewöhnung zu Disziplin, Ord-

1) In Wiesbaden bestand eine solche Schule, ging aber ein, weil „das Volk kein Verständnis dafür habe", wie die abfällige Auskunft lautete. In Karlsruhe blüht eben diese Schule, weil, wie der dortige Bürgermeister in einer Ansprache hervorhob, „sie das Glück hatten, eine außerordentlich geeignete Leiterin zu finden".

2) Für die Landbevölkerung sollten diese Schulen nach den Grundsätzen gehandhabt werden, die in der Broschüre ausgesprochen sind: „Wie kommt der Kleinbauernstand, wie die ländliche Tagelöhnerschaft zu wirtschaftlich tüchtigen Hausfrauen? von Otto Fleischmann. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht."

nung, Reinlichkeit, Pünktlichkeit, neben der systematischen Erlernung von Hausführung, Ernährungsgrundsätzen, Kinder- und Krankenpflege dem Volkswohle seitens der Frauen den gleichen Dienst thun, wie der Militärdienst seitens der Männer. Ein vierzehnjähriges Mädchen, wie es von der Volksschule kommt, in's Leben stellen und sagen: „nun verdiene deinen Lebensunterhalt und erfülle deine Pflicht", ist, recht betrachtet, gesundheitlich und moralisch unverantwortlich. Vorläufig muß die Privatthätigkeit hier rege eintreten und sollte es mit dem größten Nachdruck thun.

Ebenso fehlt es an Nähstuben, in denen Arbeiter-Frauen und -Mädchen unter Mithülfe der Leiterin Kleider und Wäsche ausbessern und nähen können. Es ist nicht zu unterschätzen, was für einen entsittlichenden Einfluß das Verkommen der Kleidung auf den Menschen ausübt, das gerade bei Fabrikarbeit so schwer zu verhüten ist. Anfangs fehlt es den Leuten oft nur an der Möglichkeit für Ordnung und Sauberkeit, später ist ihnen der Schmutz zur Gewohnheit geworden. Darum kommt es so sehr darauf an, ihnen von dem Augenblicke, wo der Ordnungs- und Reinlichkeitszwang der Schule außer Kraft tritt, die Möglichkeit für Beides weiter zu bieten [1]). Deshalb sollten Waschanstalten errichtet werden, wo die Frauen aus dem Volke gegen billige Zahlung ihre Wäsche waschen, trocknen und plätten können. Es ist schrecklich, mit welchem Wasch- und Trockendunst die enge Stube oft angefüllt ist, in der eine vielköpfige Familie, groß und klein, krank und gesund zusammen steckt. Bei diesen Wasch- und Nähstuben würde als rechte Hand der Leiterin eine Frau aus dem Volke sehr am Platze sein, weil sich die Leute dann weniger schämen würden, ihre ärmlichen Sachen zum Vorschein zu bringen [2]).

1) Für die jungen Burschen und unverheiratheten Männer wären Näherinnen aus dem Volke zu beschäftigen.

2) Die Leiterin hätte darauf zu halten, daß Wäsche von Kranken besonders und unter dem vorgeschriebenen Verfahren gewaschen werde, und da auch bei den Nähstuben darauf gesehen werden muß, daß keine unreinen und infectiösen Sachen eingebracht werden, so würde es sich empfehlen, die Näh- und Waschstuben mit einander in Verbindung zu setzen. Die Desinfection übernehmen die mit einem Apparat versehenen Krankenhäuser ja bereitwillig. Man wird anfangs bei den Leuten auf Schwierigkeiten stoßen, aber ein persönliches Sich-Orientieren der Leiterin und die allmähliche Gewöhnung wird diese Schwierigkeiten mit der Zeit beseitigen.

Es fehlt noch an Milchanstalten, in denen die Kinder der Arbeiter täglich zwei Mal Milch bekommnn. Womöglich sollte jeder Volksschule eine solche Anstalt beigegeben werden, wo die Armen gegen Freikarten, die Andern gegen eine entsprechende Zahlung Milch erhalten. Abgesehen von der gebotenen Menschenpflicht belohnt es sich auch wirtschaftlich die Kinder des Volkes zu kräftigen. In dreißig Jahren schon ständen wir vor einem guten Gesamterfolge. Die militärischen Aushebungen z. B. haben ergeben, daß dreißig Jahre, in denen der Bauer Milch, Käse, Eier und Roggen verkauft und statt dessen Stadtbrot, Semmel, Kaffee und Bier genießt, genügten, um den Menschenschlag körperlich herabzusetzen. Man sehe nur einmal die Kinder in den Arbeitervierteln großer Städte an. Da ist unter zehn kaum eines, dessen Glieder nicht verbildet wären, zumeist infolge schlechter oder ungeeigneter Ernährung. Da muß ja der Menschenschlag immer weiter entarten, daß wir zuletzt kaum noch gesunde und kräftige Leute haben, und die Armen- und Kranken-Lasten für die Gemeinden sich in erdrückender Weise mehren. Die städtischen Armenverwaltungen anerkennen es immer mehr, daß ein ersprießliches Wirken auf diesem Gebiete ohne offizielle Mithülfe der Frauen der gebildeten Stände einfach nicht möglich ist. Doch müssen die Armenpflegerinnen erst praktisch geschult werden, sonst verderben sie leicht mehr als sie nützen [1]). Bis die Arbeiterbevölkerung zu der Möglichkeit und zu dem Verständnis einer vernünftigen Kinderpflege durchgedrungen ist [2]), sind Kinderbeköstigungsanstalten, die jetzt entstehen, von großem Nutzen und ihre Verwaltung gewiß ein erfreuliches Thätigkeitsfeld für eine gebildete Frau. Es fehlen Pflegeanstalten, in denen nicht kranke, aber schwächliche Kinder unbeschadet ihres Schulbesuches längere oder kürzere Zeit verpflegt werden, durch seine erziehliche Bedeutung ein doppelt lohnendes Thun.

Nun ist der Einwand gemacht worden, durch so viele Hülfeleistungen löse man den Familiensinn der Armen auf und bilde ein

1) Vorschläge dazu findet man in „Die Frau im Kommunaldienst" von Frau Lippmann, Göttingen Vandenhoeck u. Ruprecht.

2) Anleitung dazu giebt am besten gesprächsweise die Leiterin der Näh- und Waschstuben. Im übrigen ist es Sache der Volksschule die Grundsätze einer gesunden Ernährung zu lehren. Nur so können sie allmählich im Volke Wurzel fassen.

anmaßendes Schmarotzertum heran. Gewiß wird man besonders auch Letzteres erfahren, und wir streben ja auch dahin, dem Volke ein auf sich selbst gestelltes Familienleben zu schaffen. Aber wenn wir jetzt in die Familien eingreifen und ihre Last auf uns nehmen, zerstören wir damit wahrhaftig kein heiliges Band. Man prüfe doch einmal in den von leiblichem und sittlichem Elend erdrückten Familien den Familiensinn. Man wird erschrecken vor dem, was man da findet. Das Tier steht mit seinem Familiensinn manchmal höher als solche Menschen. Aber lindern wir ihr Elend, heben wir sie leiblich und geistig auf eine bessere Stufe, dann werden auch die besseren Gefühle wieder in ihnen erwachen, denn der Familiensinn liegt tief eingewurzelt im Menschen; er wird nur erdrückt, wenn die menschliche Natur im Menschen erdrückt wird. Jetzt schädigt der Gebildete die Arbeiterfamilien nicht und thut nicht zu viel für sie, wenn er das elende Kind, das unter dem nervenbetäubenden Rädergeklapper, bei der heißen, dunstigen Luft eines Fabriksales und der beständig vornübergebeugten, sitzenden Haltung der Mutter, bei täglich zehnstündiger Arbeit und schlechter Ernährung der Ärmsten, geworden ist, — wenn er dies Kind der mutlosen Mutter abnimmt und sagt: „Gieb her, ich will es dir pflegen, ich will seinen schon vor der Geburt stumpf gemachten Geist und geschädigten Körper pflegen und entwickeln, damit es nicht neuem Elende entgegengeht und früher oder später ein roher Verbrecher wird, denn die Arbeit, durch die das Kind so elend geworden ist, hast du für mich gethan". Mir schwebt dabei eine Frau vor, wie ich sie in einem Fabriksale gesehen, die, während die Spulen sausten und die Walzen ächzten, den ganzen Tag metallene Verschlüsse an seidene Strumpfhalter befestigte! [1])

Von Damen geleitete Gärtnereien sollten errichtet werden [2]), in denen Frauen und Mädchen, deren Gesundheit durch Fabrikarbeit gelitten hat, sich durch Arbeit im Freien wieder erholen. Es wäre von großem Nutzen, wenn in jeder Fabrikstadt eine oder

---

1) Ein von diesem Gesichtspunkte lesenswertes Buch ist „Der stille Teilhaber" von Stuart Phelbs, deutsch von A. v. Schaffer, Verlag von Th. Fundling, Hameln.

2) Frl E. Castner in Berlin, Dr. D. S., hat in Friedenau bereits eine Obst- und Gartenbauschule für Damen eingerichtet, die sich stetig wachsenden Zuspruchs erfreut, — eine gar nicht hoch genug zu veranschlagende rettende That.

mehrere solcher Gärtnereien angelegt würden, deren Erzeugnisse etwa wieder unter den Fabrikarbeitern Absatz finden könnten [1]). Dabei ließe sich im Volke auch wieder ein Verständnis für die sittlichen und gesundheitlichen Gefahren der Fabrikarbeit und für das Täuschende der hohen Stadtlöhne wecken, und dadurch dem Zuzuge der Landbevölkerung zu den Städten und dem Arbeiter mangel auf dem Lande vernünftig entgegenwirken.

Es fehlt an Heimstätten für die Arbeiterinnen, um die auswärtigen vor dem entsetzlichen Schlafstellentume zu retten, den Andern so viel sittlichen Halt zu geben, daß sie sich selber schützen können, wenn sie wollen. In diesen Heimstätten sollen die Ermüdeten nach ihrer meist geisttötenden Tagesarbeit freundliche Ruhe finden und Ansprache für Geist und Gemüt. Unter dem Rädergeklapper der Fabrik verkommt beides. Wir haben diese armen Mädchen bisher ruhig verkommen lassen, und wenn die geistig Abgestumpften sittlich sanken, haben wir uns in tugendfrommer Entrüstung von ihrem Elende abgewandt, dem wir so oft hätten vorbeugen können. Es liegt ein himmelschreiender Hohn auf unsere sogenannte Bildung darin, wenn Frauen, die durch die Arbeit dieser Mädchen instand gesetzt sind, ihren Tag in geistigem Genießen zu verbringen, statt in ermüdender Hausarbeit, wenn diese Frauen mit der größten Unbekümmertheit, als ginge sie das gar nichts an, diese armen Geschöpfe geistig und körperlich untergehen lassen.

Daß gebildete Frauen als Inspizientinnen der Arbeitsräume und Arbeitsbedingungen der Frauen und Mädchen in den Fabriken angestellt werden möchten, ist ein immer lauter werdender Wunsch der Gutgesinnten [2]).

Der Krankenpflege im Volke fehlen noch so unendlich viele weibliche Kräfte. Es ist unbegreiflich, daß nicht jede Stadt, jeder Bezirk sich aus den Töchtern gebildeter Familien damit allein versorgen kann, daß, besonders in kleinen Städten, die Töchter es

---

1) Wie wir hörten hat eine Bergwerksverwaltung in Schlesien bereits eine Dame als Gärtnerin angestellt, um die Frauen der Bergleute im Gartenbau zu unterweisen. Am Rhein hofft man durch diese gesunde, einträgliche und das Gemüt ansprechende Beschäftigung der sozialdemokratischen Unzufriedenheit der Frauen der Bergleute entgegen zu wirken.

2) Man lese darüber in der Broschüre von E. Gnauß-Kühne: „Die soziale Lage der Frau". Berlin, Otto Liebmann.

vorziehen, stundenlang am Fenster zu sitzen und zwecklose Sachen zu sticken, statt von ihrem schönen Vorrechte, menschliches Elend zu lindern Gebrauch zu machen. Solche Bescheidenheit liegt schon jenseit der Grenzen der Selbstachtung. Verständige Frauen sollten es sich angelegen sein lassen, hier verrottete Vorurteile zu überwinden, in den Mädchen Begriffe von gesundem Menschentum und sozialen Pflichten zu wecken, die nichts anderes sind, als die uns durch das Christentum verdolmetschte Christen- das heißt Menschenpflicht, und sollten unter ganz bestimmten Grundsätzen Lokalvereine von gut geschulten Pflegerinnen gründen, die vom Verein aus besoldet werden, wie die Lehrerin von der Schule aus. — Die Ärzte bitten so sehr, daß gebildete Frauen sich entschließen möchten, den Frauen der Arbeiterklasse Geburtshülfe zu leisten. Wie verschroben sind doch unsere Anschauungen, wenn wir meinen, es sei für ein gereiftes weibliches Wesen anstößig, ihren ärmeren Geschlechtsgenossinnen diesen ernstesten aller menschlichen Liebesdienste zu erweisen, da doch auf die Art, wie er geleistet wird, physisch und psychisch so viel ankommt [1]).

Ein andrer ernster, aber unendlich segensreicher Zweig des Pflegeberufes ist die Pflege Geisteskranker. Der heutige Zeitgeist füllt die Nervenheil- und Irren-Anstalten in erschreckender Weise, und die dortigen Ärzte betonen es immer wieder, wie geradezu schädlich ungebildete Wärter und Wärterinnen auf diese Kranken einwirken. Dieselben die unter dem Einflusse Ungebildeter ungebärdig und widersetzlich sind, werden ruhig und fügsam unter dem einer gebildeten Frau. Selbstredend müßten die, die sich solcher Pflege widmen, dazu vorgebildet werden, sonst ständen sie der Aufgabe ratlos gegenüber. Die Irrenärzte müßten sich eben vorläufig die Mühe nehmen, in Privatkursen Pflegerinnen heranzubilden. Später werden vielleicht dem Krankendienste gewidmete Lehranstalten dafür eintreten. Das Schwere dieser Pflege wird ausgeglichen durch das tiefe menschliche Mitleid, das die Pflegerin solchem Kranken

1) Wir gedenken hier einiger Frauen der gebildeten Kreise, die sich der Geburtshülfe bereits zugewandt haben. Sie sind in den Kreisen, in denen sie persönlich bekannt waren, nie auf irgend eine Schwierigkeit betreffs ihrer gesellschaftlichen Stellung gestoßen. — Es kommt eben nur darauf an, daß die Persönlichkeit machtvoll genug ist, ein Vorurteil zu durchbrechen. Dem Arzte, der Geburtshelfer ist, öffnen sich ja unbedenklich unsere Salons.

gegenüber empfindet und durch das Wohlthuende jedes, auch des kleinsten Erfolges.

Eng an die Volkspflege schließt sich noch eine andere soziale Pflicht der gebildeten Frau. Es ist die Pflegschaft in den Frauen- und Kindergefängnissen und unter bestimmten Maßnahmen auch in den Arbeitssälen der Männergefängnisse. Daß diesen Beruf nur gereifte ältere Frauen im Schutze einer ernsten Tracht ergreifen dürfen, und auch die nur nach gründlicher Vorbereitung, liegt auf der Hand. Wir würden glauben, daß diese Vorbereitung mit einem Kursus in der Krankenpflege zu beginnen hätte, dessen letzter Teil ausschließlich der Gemeindepflege gewidmet wäre, damit die Pflegerin das Elend des Volkes kennen und mit seinen sittlichen Auswüchsen rechnen lernt. Wie weit sie außerdem noch mit juristischen und den Gesichtspunkten der Psychiatrie vertraut gemacht werden müßte, würde von dem Gutachten Sachverständiger abhängen. Die Arbeit würde in den Kindergefängnissen beginnen, und die Versetzung auf schwierigere Posten je nach der dort gezeigten Befähigung erfolgen [1]). Wir halten diese Pflegschaften für so unendlich wichtig, daß wir glauben, der Staat würde ihnen sehr bald Interesse und Unterstützung zuwenden. Einzelne Frauen sind uns schon auf diesem Wege vorangegangen und haben bewiesen, daß sich die Frau der guten Gesellschaft mit *solchem* Thun nicht herabsetzt. — Es ist ein Unding, die armen gefallenen Geschöpfe von Halbgebildeten leiten zu lassen. Je größer das sittliche Elend ist, dem sie verfallen sind, desto geschickter muß die Hand sein, die ihnen hilft. Wie viel verderben da rohe Wärterinnen und vernichten, wo noch zu retten wäre, und zu was für empörenden Vorkommnissen führt der Verkehr mit Wärtern. Ein Schwerpunkt dieser Pflegschaft liegt in der Aufgabe, die befleckte Phantasie dieser Armen wieder mit reinen Vorstellungen zu erfüllen. Dazu gehört ein feiner psychologischer Scharfblick, um bei jeder Einzelnen *da* anzuknüpfen, wo der Faden liegt, der in eine unbefleckte Vergangenheit zurückführt oder hinab in die Tiefe des Unglücksgefühles, der übertäubten Sehnsucht

1) Erst kürzlich hat Dr. Felisch in einem Vortrage, den er im Frauenwohl über „die jugendliche Verbrecherwelt“ gehalten hat, die Bitte ausgesprochen, es möchten sich doch Damen zu Besuchen in den Gefängnissen verstehen, es sei kaum zu glauben, welch' nachhaltigen Eindruck das auf die jugendlichen Gemüter mache.

nach Reinheit und Geborgenheit. Es wird ja nicht Allen zu helfen ſein; aber läßt der Arzt den Todkranken liegen, weil er ſieht, daß er nicht mehr zu retten iſt? Verſucht er nicht, was in ſeiner Macht ſteht, in der Hoffnung, dem Sterbenden wenigſtens noch Erleichterung zu bringen?

Man macht in den ſtädtiſchen Krankenhäuſern die Erfahrung, daß die pflegenden Schweſtern Tag und Nacht in den Männerſälen, wo doch auch recht rohe Patrone eingebracht werden, ihres Amtes walten können, ohne der geringſten Ungehörigkeit zu begegnen. Der Grund liegt in dem, was wir zu Anfang ſchon ſagten, daß die Achtung vor dem Weiblichen der beſte ſittliche Halt für den Mann iſt. Dieſe Thatſache iſt, wenn ſich die Pflegſchaft der Frauen in den Gefängniſſen erſt eingebürgert hat, auch für die Männerſäle zu verwerten, und erreichte man nur, daß durch die Gegenwart einer gebildeten Frau, die Roheit in den verwilderten Naturen immer und immer wieder niedergehalten wird, bis ſie ſich genug davon entwöhnt haben, um ſie als Roheit, als etwas, das ſie ſelbſt erniedrigt, zu erkennen. Noch eins. Es wird ſo viel zwecklos Muſik getrieben. Wie viel mehr Wert würde dieſes Muſiziren in den Augen der Ausübenden und deren Umgebung gewinnen, wenn es in den Dienſt des geiſtig darbenden Volkes geſtellt würde, jede Stadt ihren Muſikverein hätte, der wöchentlich oder monatlich Geſangesaufführungen mit freiem Zutritt für das Volk veranſtaltete. Dabei müßte der Text der Lieder vorher geſprochen und nötigenfalls erklärt werden, da die Zuhörer ſich ſonſt aus Mangel an Verſtändnis leicht langweilen würden. Man würdigt die Muſik als Mittel zur Beſiegung der Roheit, die im Volke jetzt aufwuchert, noch nicht annähernd genug. Muſikaliſche Frauen ſollten die jungen Arbeiterinnen, muſikaliſche Männer die jungen Arbeiter zu Geſangvereinen um ſich verſammeln. Sie würden ihnen damit eine Schutzwehr gegen manches Schlechte, eine Quelle der Freude für ihr oft ſo freudearmes Daſein geben. Aber das ſchlimme Wort: „Soll ich meines Bruders Hüter ſein?“ liegt bei der Selbſtſucht unſerer Zeit heute auf unzähligen Lippen, und wo es nicht geſprochen wird, da wird es mit einem geringſchätzigen Achſelzucken gemeint.

Die Volksmuſikvereine ſollten ſich auch den Gefängniſſen zur Verfügung ſtellen. Als Gnadenerweis am Geburtstage des Landesherren, als erbarmende That am Charfreitage, könnte eine Geſanges-

aufführung vor solcher Gemeinde wohl nicht als übertriebene Humanität verderblich wirken. Nur Strafe verbittert den Menschen, umsomehr, je mehr sittliches Feingefühl noch in ihm vorhanden ist, — ach, und welcher Zwang der Not hat die Unglücklichen oft in Schuld getrieben! Aber Strafe, bei der man trotz aller Strenge auch Liebe zeigt, überwindet auch das härteste Herz. Wie viel ergreifende Gesänge von Schuldbekenntnis, Vertrauen und Versöhnung hat unsere Kirchenmusik zu eigen, wie müßte ein schlichtes Volkslied, das sie in den Tagen schuldloser Jugend gesungen haben, an diesen friedeberaubten Seelen rütteln. Bei diesem Vorgehen müßte freilich jede Plötzlichkeit vermieden und die öffentliche Anschauung erst allmählich in diese Bahnen geleitet werden, damit bei uns kritelsüchtigen Deutschen das gute Beginnen nicht von den Verständnislosen in ihr hohles Reich der Lächerlichkeit gezogen wird: denn es giebt all'zeit viel Gedankenarme, und die Gedankenarmen belachen all'zeit, was sie nicht verstehen. Der Verständige denkt darüber nach, und erst dann lehnt er ab, oder nimmt er an.

Thut die gebildete Frau an den Frauen und Kindern des Volkes ihre Pflicht, so bleibt dem Manne nur wenig mehr für die Männer zu thun. Der Knabe wird von der Mutter, der Mann von der Frau beeinflußt. Aber für die Leitung der Arbeiter-Casinos durch gebildete Männer möchten wir noch werben. Es gilt für den gemeinen Mann dasselbe, was für jeden Menschen gilt, daß der Verkehr mit einem an Geistes- und Herzens-Bildung Höherstehenden ihn selber hebt. Wie mancher Arbeiter, den rohe Genossen zu verderben suchen, kann, ihm selbst unvermerkt, durch den Einfluß eines Gebildeten davor bewahrt werden, daß er sein bürgerliches Leben zerstört oder unaustilgbar befleckt. P. Göhre betont immer wieder [1]), daß er fast ausnahmelos bei dem im abstumpfenden Einerlei der Fabrikarbeit stehenden Manne ein starkes Verlangen nach geistiger Nahrung gefunden habe, und dieses Verlangen, bewußt oder unbewußt, eine bedeutende Triebfeder bei allen sozialistischen Bestrebungen der Leute sei. Daran knüpft die Sozialdemokratie geschickt an und reicht in ihren Zeitschriften dem Volke wissenschaftliche Kost, aber nach ihrem Geiste, durchtränkt von Religion und Sitte zersetzenden Anschauungen. Warum sind wir nicht rühriger, ihnen Boden abzu-

1) „Drei Monate Fabrikarbeiter" von P. Göhre. Leipzig, Grunow.

gewinnen? Wirklich glücklich fühlen sich die Leute in ihrem krakehlenden Unmute nicht. Warum erschließen wir ihnen nicht die Quellen einer frohen, vernünftigen Zufriedenheit? Ach, leider, weil sie uns selbst verloren gegangen sind! Aber wir haben die Einsicht und die Macht, sie uns wieder zu erschließen. Die hat das Volk nicht. Erschließen wir in sittlichem Aufschwunge uns selbst diese Quellen wieder, und leiten wir dann den erquickenden Strom in das Leben unseres armen bedrückten Volkes!

Wenn die Arbeiter jetzt achtstündige Arbeitszeit fordern, so thun sie es nicht aus frecher Anmaßung, wenn sie's in der Form auch oft versehen, und nicht, um ihre freie Zeit in geld- und gesundheitverschlingendem Treiben zu mißbrauchen, sondern um zum Bewußtsein ihres geistigen und ihres Familien-Lebens zu kommen. Eine Reihe von Erfahrungen sprechen dafür [1]). Freilich werden wir anfangs auch Mißständen begegnen, die aus den Erleichterungen erwachsen, und in keinem Falle dürften die Erleichterungen eher eintreten, als man den Leuten durch geordnete Heimwesen, durch Lesezimmer und Bibliotheken die Möglichkeit gegeben und sie schon daran gewöhnt hat, ihre freie Zeit gut auszufüllen. Anderenfalls sind sie in den Fabriksälen immer noch besser aufgehoben als in den Schenken.

In England bestehen Gesellschaften, deren Zweck es ist, durch unentgeltliche Vorlesungen das wissenschaftliche Interesse im Volke zu fördern. Eine Anzahl hervorragender Gelehrter sind Mitglieder des Vereines, der vor drei Jahren seinen fünfundzwanzigsten Jahrescongreß abgehalten hat. Auf diesem hielt Lord Playfair eine Ansprache, in der er hervorhob, daß hauptsächlich aus den Massen des Volkes die großen naturwissenschaftlichen Entdecker und Erfinder hervorgehen. Er führte Beispiele an, denen wir Männer aus unserm Volke würdig zur Seite stellen können. Aus der unverbrauchten Geisteskraft des Volkes erwachsen die neuen Größen, die den aufwärtsstrebenden Bau von Kunst und Wissenschaft mit starken Schultern stützen.

Es würde dem gebildeten Manne manches Gute eintragen, er würde vielleicht sich selbst wieder besser achten lernen, wenn er ab und zu einen Abend den Leuten widmete, die tagsüber sich in ehrlicher Arbeit gemüht haben, statt, wie die unverheirateten es so viel

---

1) „Eight hours for work", by J. Rae. London, Macmillian.

thun, Abend für Abend in Wirtsstuben oder in verflachender Geselligkeit zuzubringen.

Wenn in unserer Gesellschaft das Bewußtsein brüderlicher Verpflichtung der arbeitenden Klasse gegenüber erwachte, dann könnte der Fabrikbesitzer, der Dienstherr getrost reich werden, der Arbeiter würde keinen Groll gegen ihn hegen, denn sein Arbeitgeber wird ihn nicht mehr in Entbehrungen verstumpfen lassen, während er selbst im Übermaße des Genusses schwelgt. Im gemeinen Manne, wenn er nicht durch Herzlosigkeit verbittert wird, liegt eine schöne Neidlosigkeit, die auf die ideale Thatsache zurückzuführen ist, daß Arbeiten und Erwerben an sich ein größeres Gefühl von Freude und Zufriedenheit hervorbringt als Besitzen.

Blicken wir noch einmal zurück auf die soziale Aufgabe der gebildeten Frau. Wir sind uns bewußt, sie im weitesten Sinne gefaßt zu haben, und daß lange Zeit vergehen wird, ehe das allgemeine Pflichtgefühl der Gebildeten sich aus dem Wuste von Selbstsucht und veralteten Gepflogenheiten zu der Auffassung durchgearbeitet haben wird, die solches Thun als selbstverständlich ansieht und ausübt. Aber wir wissen auch, daß jeder Schritt vorwärts, unsere Frauen aus ihrer jetzigen ethischen Verarmung zu neuem sittlichen Werte emporheben wird.

Als Wegweiser dazu dient ihnen am besten das Kennenlernen der sozialen Schäden. Unsere Frauen müssen aus ihrer Teilnahmlosigkeit heraustreten und wieder Sinn für nationale und soziale Tagesfragen haben. Jetzt erinnert ihr Verhalten in der Mehrzahl stark an das des Vogel Strauß. Sie stecken den Kopf in das Dickicht des Althergebrachten und meinen, weil sie die himmelschreienden Schäden unsrer Gesellschaft nicht sehen, darum existirten sie auch nicht. Aber wenn sie die Augen aufmachen, wenn sie lesen, hören, sehen, in persönliche Beziehung zur arbeitenden Klasse treten, sich um die Lebensbedingungen der Handwerker, Näherinnen, Arbeiterinnen kümmern, mit denen sie in Berührung kommen, dann wird ihr Interesse für die Leute und deren Wohl und Wehe erwachen, und mit dem Interesse ihr eigener weiblicher Adel, der Trieb, die innere Notwendigkeit, den Bedrückten zu helfen. Freilich gehört auch Wahrheitsliebe dazu, die Wahrheitsliebe, die den Mut hat, die Einsicht in die Wirklichkeit auch um den Preis

des eigenen Behagens zu erkaufen, auch dann, wenn dieſe Einſicht uns vor eigene Schuld ſtellt.

Die ſoziale Aufgabe der Frau ſchließt indeſſen keinen Weltverzicht für ſie ein. Im Gegenteil, ſie vertieft ihr den Lebensgenuß, die Freude an allem Freundlichen und Schönen, was das Leben ihr bietet. Der rechte Lebensernſt ſchließt Lebensfreude nicht aus. Ob das Mädchen am Abend eines durcharbeiteten Tages weniger heiter als jetzt in die Geſelligkeit eintreten würde? — Weniger gelangweilt jedenfalls. Ob ſie den Männern, — den achtungswerten Männern — denen ſie dort begegnet weniger anziehend erſcheinen würde? Ob die Geſellſchaftsgeſpräche nicht etwas gehaltvoller würden, als ſie es jetzt ſind? Kein Mann würde wagen, ein Mädchen, das tagsüber für das Wohl der Ärmeren gearbeitet hat, mit ſo faden Redensarten zu unterhalten, wie es heute geſchieht. Viele Frauen, denen Rang und Stellung ſo zahlreiche geſellſchaftliche Pflichten auferlegen, daß ſie nicht ſelbſtthätig in die Volkspflege eingreifen können, — welch' köſtliches Gegengewicht würden ſie ſich dieſen verflachenden Obliegenheiten gegenüber ſchaffen, wenn ſie mit ihrem eigenen Intereſſe anſpornend, Andere zu der erhabenen Arbeit der Bruderliebe leiteten. Der Ehrgeiz der Ehrgeizigſten würde erfüllt, wenn ſie es ein Mal erführe, daß zu den conventionellen Achtungsbezeugungen, die man ihr ihrer Stellung wegen darbringt, ſich der freiwillige Ausdruck der Hochachtung miſchte, die ihrem perſönlichen Werte, dem ſegensreichen Einfluſſe ihres Wirkens gilt. Wir Deutſche vor Allen haben das Glück unter unſern Fürſtinnen Frauen zu wiſſen, die zu ihrem Fürſtendiademe noch das in göttlichem Glanze ſtrahlende Diadem echter Menſchenliebe gefügt haben und fügen, und damit bewieſen und beweiſen ſie wohl zur Genüge, daß, dem Volke ſeine Fürſorge widmen, der Vornehmheit nicht widerſpricht, im Gegenteile, der Ausdruck echter Vornehmheit iſt, — der Vornehmheit des Herzens.

IV.

Die Notwendigkeit anderer Mädchenerziehung.

Wir haben ein reiches, echt weibliches Arbeitsfeld überblickt und fragen uns nun: „Ist der Durchschnitt der heutigen Frauen geeignet auf diesem Felde zu arbeiten?“ Die Antwort ist ein rundes „Nein“.

Die moderne Frau, wie besonders die Großstädte sie in reicher Zahl aufweisen, mit den neuesten Erzeugnissen der Mode behängt, auf dem geschnürten Rumpfe einen wohlfrisirten Kopf und ein, vielleicht in schönen Linien gezeichnetes, aber gänzlich leeres oder von Aufklärung und Blasirtheit angekränkeltes Gesicht: solch' eine Frau sich in die mütterliche Thätigkeit ihres sozialen Berufes zu denken, ist ein Unding. Dazu brauchen wir die Frau mit dem vollen Reichtume, der Würde und Schlichtheit ihres Wesens, wie sie ihrer natürlichen Veranlagung nach sein soll. Um aus der Mißgestalt unserer „modernen“ Frauen wieder ihr schönes Urbild herzustellen, dazu bedarf es einer Vertiefung ihres Charakters. Sie sind verflacht, entweiblicht, möchten wir sagen.

Die häusliche Erziehung hängt ausschließlich vom seelischen Standpunkte der Erziehenden ab und kann nicht unter die Gesetze einer allgemeinen Änderung gestellt werden. Wir können uns daher mit der Forderung anderer Mädchenerziehung nur an die öffentlichen Bildungsanstalten, an die Schulen, halten.

In ihrer natürlichen Hinneigung zum Persönlichen verarbeiten die Mädchen allen Unterrichtsstoff in ganz anderer Weise wie die Knaben. Während in diesem vieles von dem Gelernten noch lediglich als „Wissen“ auf dem Grunde der Seele ruht, fängt das Mädchen schon an, dies Wissen in Beziehung zum Leben zu setzen. Daher *reift* jedes Wissen das Mädchen mehr als den Knaben. Der Schwerpunkt der Schulbildung liegt für das weibliche Wesen nicht in dem, was es *gelernt* hat, sondern in dem, was es durch das Gelernte *geworden* ist. Wir werden daher mit einer *gründlichen* Schulbildung das Mädchen *wesentlich reifen* und *vertiefen*. Die Töchterschule, wie sie jetzt ist, reicht weder mit dem, *was* sie giebt, noch in der Art, *wie* sie es giebt, zur zeitgemäßen Entwicklung der Mädchen aus.

Die Schule ist eine Bildungsanstalt. Zur Bildung gehört aber nicht allein Wissen, sondern mehr noch: Verstehen, Denken, Urteilen. Diese Fähigkeiten soll die Schule an der Hand des Lernstoffes in den Schülerinnen entwickeln. Die Schulung und Übung des Gedächtnisses ist ein notwendiger Handlangerdienst bei unserer Bildung, in diese Übung darf aber nie und auf keiner einzigen Stufe der Schwerpunkt des Unterrichtes gelegt werden, wie das jetzt leider noch so oft geschieht. Jetzt ist am Ende der Schulzeit ein unreifes Vielwissen hergestellt, nach ein paar Jahren ist das Wissen im Gedächtnis verblaßt, und wir haben es nur noch mit einem unsicher tastenden, urteils- und entschlußlosem Menschenkinde zu thun, das meist erst durch viele Mißstimmungen und schmerzliche Erfahrungen hindurch den Platz findet, wo es im Leben feststehen kann, nb. wenn es ihn überhaupt je findet. Ein Mensch, der Verstehen, Denken und Urteilen gelernt hat, hat damit fast immer auch vernünftig Wollen gelernt. Das kleine Kind lernt an biblischer und andrer Geschichte, an Anschauungsbildern, Gedichten und Lesestücken denken und soll daran urteilen lernen, und daß ihm Geschichten und Gedichte eingeprägt werden, hat nicht den Zweck, daß es die Sachen wissen soll, sondern daß sie ihm als Form für die darin gefundenen Gedanken und Urteile verbleiben. Ein Unterricht, der das Wissen zur Gedächtnissache macht, wirkt erschlaffend, ein Unterricht, der das Wissen dem Verständnis vermittelt, wirkt anregend. Die Probe können wir jeden Augenblick selber machen. Wenn wir einem Kinde eine Sache erklären, folgt es uns gespannt, wenn wir ihm eine Sache durch Vorsprechen einprägen wollen, erlahmt es nach wenig Minuten. Eine Geschichts-, eine Literaturperiode in ihrem Entstehen, ihrer Fortentwicklung und ihren Folgen richtig erfassen lernen, entwickelt doch zweifellos geistig mehr als genau eingeprägte Daten und Thatsachen. Und so ist es mit allen Fächern. Verstehen ist mehr als Wissen.

Wenn sich das Lehrverfahren in diesem Sinne umbildete, würden die Schülerinnen für's Leben tüchtiger gemacht werden als es jetzt durch die Schule geschieht, und darauf kommt es für die Frau mit ihrem natürlich praktischen Berufe doch vor Allem an.

Ein bedeutungsvoller Schritt vorwärts in der Bildung der weiblichen Jugend ist bereits mit den Mädchengymnasien gemacht.

„Wozu soll den Mädchen klassische Bildung?" ist die ablehnende

Frage, der wir noch vielfach begegnen. Wozu ihnen die klassische Bildung soll? — Sie soll den geistig Geweckten dazu dienen, das schöne Material, das ihnen gegeben ist, ihrem Lebenskreise zu Nutz voll zu entwickeln.

Das Mädchengymnasium darf nicht das genaue Abbild der Knabengymnasien sein. Wie der weibliche Geist nicht geringer, sondern anders geartet ist, als der männliche, so dürfen auch die Mädchengymnasien nicht geringer in ihren Leistungen sein, aber sie müssen, wie wir schon sagten, in ihrem Unterrichte von anderen Gesichtspunkten ausgehen. In den Knabengymnasien sollen Männer zu wissenschaftlicher Schulung herangebildet werden, in den Mädchengymnasien Frauen, die Denken, Urteilen und Wollen gelernt haben. Da das Denken aber durch keinen andern Lehrgegenstand so gefördert wird, wie durch die Erlernung alter Sprachen, so wird den dazu befähigten Mädchen dies Studium von großem Nutzen sein. Die modernen Sprachen decken sich mit unseren modernen Begriffen und bei den anderen Lehrgegenständen, selbst bei der Mathematik, handelt es sich nur um das Aufnehmen und Finden fertiger Begriffe. Die alten Sprachen dagegen machen neben ihrer grammatischen Bedeutung ein ganz besonderes Sich-Vertiefen in den Grundgedanken des Textes nötig, der oft nur an der Hand der Kenntnis damaliger Verhältnisse und Anschauungen gefunden werden kann. Ist der gefunden, dann handelt es sich darum, in selbständiger Denkarbeit mit unseren modernen Sprachmitteln diesen Gedanken möglichst genau wiederzugeben, und diese Übung würde der beste Feldzug gegen die Unklarheit sein, die der schriftlichen und mündlichen Ausdrucksweise der Frauen anhaftet, sobald es sich darum handelt, etwas Sachliches auszudrücken, während sie ihr subjectives Denken meist klar und schlagfertig in Worte zu fassen vermögen. Um für die alten Sprachen Raum zu schaffen, müßte der Lehrplan von untenherauf einer Änderung unterworfen und die Schulzeit der Mädchen bis zu ihrem achtzehnten Jahre ausgedehnt werden. Daß die Mädchen bei Beendigung der verlängerten Schulzeit genau das Wissen der Abiturienten erlangt haben, erwarten wir nicht. Wir meinen im Gegenteile, daß für die, die es zu erreichen wünschen, den Mädchengymnasien noch eine Selecta angefügt werde, die in zweijährigem Kursus der Prima des Gymnasiums entspräche, so daß diese Mädchen mit zwanzig Jahren ihr Abiturientinnen-Examen machten.

Es wäre gut, wenn auch die anderen Mädchenschulen ihren Lehrgang von einem zehn- auf einem zwölfjährigen ausdehnten und einen gründlicheren Unterricht in den Naturwissenschaften und in den Literaturen fremder Völker und außerdem noch Geometrie und Mathematik einführten, alles Fächer, die das Denk- und Urteilsvermögen vorzugsweise fördern. Diese Schulen ständen den anderen dann wie in der Knabenwelt die Realschulen den Gymnasien gegenüber.

Der Einwand, man dürfe die Mädchen in den Jahren ihrer körperlichen Entwicklung geistig nicht noch schärfer anspannen, als es bereits geschieht, wird schwinden, wenn man der Sache vernünftig näher tritt. Z. B. könnte der Handarbeitsunterricht bis zur dritten Klasse sicherlich ohne Nachteil wegfallen, um Fächern Raum zu schaffen, die die geistige und körperliche Entwicklung des Kindes mehr fördern. Dagegen wäre er vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahre der Schülerinnen, wo sie auch geistig geschont werden sollten, gewiß am Platze. Die Mädchen würden dann ohne Mühe in einem Vierteljahre lernen, was den Kleinen mit ihren nervösen Fingerchen eine so unverhältnismäßige Anstrengung bereitet[1]). Durch die Näh- und Strickmaschinen haben sich die Ansprüche auf diesem Gebiete wesentlich geändert, und die Nerven des kleinen Kindes werden auch außerhalb der Schule durch das rasche Getriebe, nicht zum Mindesten durch die nervöse Reizbarkeit der Erwachsenen angegriffen. In den großen Städten ist der Schulweg, der sonst den Kindern eine Erholung war, nur eine Anstrengung und Erregung mehr für sie. Zu erwägen wäre es immerhin von neuem, ob, in Rücksicht auf das mehr erregbare Nervensystem des weiblichen Kindes, in den unteren Klassen nicht doch kürzere Unterrichtsabschnitte als die üblichen fünfzig Minuten eingeführt werden sollten. Man würde in der kürzeren Zeit bei frischer, anregender Lehrweise dasselbe erreichen und denkfähigere Schülerinnen behalten.

Wenn zu diesen veränderten Schuleinrichtungen mit dem zunehmenden Verständnisse für hygienische Grundbedingungen dem heranwachsenden Kinde die geeignete Pflege und Ernährung, nicht die sogenannte gute, der Jetztzeit, bei der das junge Kind schon mit

1) Die meisten Mädchen werden ohnehin zu Haus die Anfangsgründe im Häkeln, Nähen und Stricken lernen. Eine Handarbeitsstunde am Knie der Mutter ist nicht das, was eine Handarbeitsstunde in der Schule ist.

Wein, Fleisch und Kraftbrühen gefüttert wird, wie ein Kranker, die geeignete Kleidung und Körperbewegung zuteil wird, werden wir bei der außerordentlich aufnahmefähigen weiblichen Natur überraschend gute gesundheitliche Ergebnisse haben, und bei der leichten Fassungsgabe und großen Eindrucksfähigkeit der Mädchen besonders im Alter von sechzehn zu zwanzig Jahren, werden sie ein reiches Wissen aufnehmen und innerlich sich zueignen, ohne bleichsüchtige, überstudierte Geschöpfe zu werden. Die kränkelnden jungen Mädchen der Gegenwart sind Erzeugnisse unsrer ungesunden Lebensverhältnisse. Vererbte Kränklichkeit, unterlassene und unvernünftige Gesundheitspflege, zwecklose Kunstbestrebungen, ungesunde Lectüre, bis in die Nächte ausgedehnte Geselligkeit: daraus entstehen die nervösen ungesunden Mädchen von heute, nicht aus einem vernünftig fortgesetzten Unterrichte.

Nun giebt es Leute, die behaupten, ein umfangreiches Schulwissen entfremde das Mädchen den häuslichen Dingen und mache es ungeschickt dazu. Wir können an der Hand der Erfahrung das Gegenteil vertreten, nämlich, daß eine geistig gut geschulte Frau ihren Haushalt besser zu leiten versteht, als eine geistig unentwickelte. Wenn ein Mädchen, das den Homer übersetzen kann, kein Gemüse ordentlich zu kochen versteht, so wird sie es auch ohne Homer nicht können, vielleicht aber, wenn sie von ihrer Mutter anders erzogen worden wäre. Am wirtschaftlichen Ungeschick des Mädchens ist selten seine Bildung, vielmehr seine Unbildung schuld, oder, drücken wir es schonend aus, seine Unübung. Eine verständige Mutter wird ihre Tochter von klein auf, während die Buben basteln und schreinern, zu häuslichem Thun anleiten, und gälte es zunächst auch nur dem Puppenhaushalte. Aus den Spielen des Kindes schält sich der künftige Mensch heraus, und ein Kind, das man planlos seine Zeit vertändeln läßt, wird im späteren Leben auch planlos seine Berufspflichten erfüllen.

Da aber unter unsern veränderten Lebensverhältnissen und dem hastenden Getriebe der Tage die Mutter ihre Tochter kaum mehr systematisch mit der Führung des Hauswesens vertraut machen kann, so ist den Wirtschaftsschulen, die jetzt entstehen, in denen die Mädchen praktisch und theoretisch in den Erfordernissen der Hausführung geschult werden, eine immer reichere Beachtung zu wünschen. Jedes Mädchen, das nicht im Hause systematisch geschult werden

kann, sollte nach beendeter Lernzeit eine Wirtschaftsschule besuchen [1]). Die vorwiegend körperliche Arbeit in diesen Schulen würde gesundheitlich von unschätzbarem Gewinn für unsere Mädchen sein, und der Zwang zu Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit käme ihrem inneren Menschen sehr zu statten. Außerdem ist die Fähigkeit, ein Hauswesen gut zu führen von großer Bedeutung für's Leben und sollte auch von der „gelehrtesten" Frau nicht gering geschätzt werden. An dem mangelhaften Behagen des „zuhause" zerscheitert manches häusliche Glück.

Mädchenschulen nach neuen Grundsätzen und Mädchengymnasien werden vom Staate vorläufig wohl noch nicht eingerichtet werden. Das erforderte eine Umwälzung im öffentlichen Schulwesen, die sich in einem so großen Staatskörper, wie dem unsrigen, nicht so rasch vollziehen kann. Da wir aber besser gebildete Frauen so notwendig wie das tägliche Brot brauchen, und zwar jetzt, in der gegenwärtigen Zeit, nicht erst in dreißig Jahren, so sollten die, die ein Verständnis für diese Notwendigkeit haben und in der Lage sind, es zu thun, privatim vorgehen, wie es auf dem Boden des Mädchengymnasiums in Berlin durch Fräulein Lange, in Leipzig durch Fräulein Windscheid und in Stuttgart bereits geschehen ist. Es wäre zu wünschen, daß recht viele Privatschulen sich den neuen Lehrgrundsätzen zuwendeten und auf diese Weise die uns so nötige verbesserte oder die Mädchen-Realschule in's Leben träte. Nach Beendigung des Real- oder Gymnasial- und eines einjährigen Wirtschaftskurses wird das Mädchen sich so viel Arbeitstrieb angeeignet haben, daß da wo das Elternhaus seine Kräfte nicht beansprucht, es aus innerem Antriebe ein außerhäusliches Arbeitsfeld und nicht bloß eine öde Beschäftigungsbahn wählt. Es sollte selbstverständlich werden, daß jedes Mädchen nach seiner Schulzeit sich einem Berufe widmet, dies als ihr gutes Recht, als ihre soziale Pflicht ansieht, und nicht als unliebsamen Notbehelf. Von der Schulbank weg und haltlos gemacht durch einige Jahre vertändelten Daseins ist sie unter

1) Der anderwärts bereits ausgesprochene Gedanke ist nicht von der Hand zu weisen, daß der Staat den Schulzwang auch für die Töchter der Gebildeten auf die wirtschaftliche Ausbildung ausdehnte, bei diesen für ein Jahr. Solche, die Wirtschaftsführung zu ihrem Sonderberufe machen wollen, müßten zu einem dreijährigen Besuche einer Wirtschaftsschule verpflichtet sein. So nur könnte dem verderblichen Ungenügen auf diesem Gebiete gesteuert werden.

unſern veränderten Lebensverhältniſſen, die an den Charakter der Frau ſo viel größere Anſprüche machen, für den Beruf der Hausfrau und Mutter noch lange nicht reif. Die Reife erlangt ſie erſt, wenn in Ausübung eines gemeinnützigen Berufes ihr Urteil, ihr Wille und ihr Pflichtbewußtſein ſich praktiſch entwickelt hat. Obwohl wir uns dieſer Anſchauung ſchon nähern, befremdet ſie uns doch noch, ſobald wir ſie als Prinzip anerkennen ſollen. In zehn Jahren wird ſie uns hoffentlich ſelbſtverſtändlich erſcheinen.

Es wird nach jeder Richtung hin nur ein Vorteil ſein, wenn das Mädchen erſt nach ſeinem zwanzigſten Jahre heiratet. Ob ſie in der Ehe ihren bürgerlichen Beruf fortführt, wird von den Verhältniſſen und von dem ſittlichen Ernſte einer jeden Einzelnen abhängen. Eine unbedingte Unmöglichkeit liegt nicht vor. Verſieht doch die Frau des Mittelſtandes, da, wo ſie nicht helfend in den Beruf des Mannes eingreift, meiſt noch einen bürgerlichen Beruf neben ihrem häuslichen. Manche weit ausſehende Verlobung könnte eher zu einer Eheſchließung führen, wenn unſere beſſeren Kreiſe das Vorurteil fallen ließen, daß die Frau nicht mit erwerben darf. Hier käme es auch nur auf den Mut an, die Erſte zu ſein, die dieſe Vorurteile durchbricht. Leiterin oder Hülfe an einer der vielen vorgenannten Volkspflege-Anſtalten zu ſein, täglich einige Lehrſtunden zu geben, das würde den eigenen Haushalt kaum ſchädigen, von den meiſten Frauen höchſtens einige Kaffee- und Vormittagsbeſuche, ein wenig Romanlectüre und Luxusarbeiten zum Opfer verlangen. Eine geregelte Berufsthätigkeit neben ihren häuslichen Pflichten würde den Geſundheitszuſtand der Frauen beſſerer Stände weſentlich heben. Wie Manche wird durch Verweichlichung und Unbeſchäftigtheit nervös und hyſteriſch. Eine arbeitſame Frau iſt ſelten kränklich. Sobald die häuslichen Pflichten ſo gewachſen ſind, daß ſie ihre Zeit ausfüllen, wird die verſtändige Frau ſelbſtredend ihr außerhäusliches Amt niederlegen, denn ſie wird ſich immer bewußt bleiben, daß die Sorge für Mann, Haus und Kinder ihre erſte Pflicht iſt.

Wir brauchen nicht zu fürchten, daß mit der tieferen Verſtandesbildung den Mädchen ihre natürliche Anmut verloren gehe. Dem weiblichen Geſchlechte wird ſeine von der Natur lebhafter geſtaltete geiſtige Eigentümlichkeit verbleiben und damit ſeine gewinnende Unmittelbarkeit, ſolange es dieſe nicht mit einſeitiger Bildung untergräbt. Ein gediegenes Wiſſen, ein geſchultes Urteil ſetzt aber nichts

weniger als eine einseitige Verstandesbildung voraus, und darum ist die Befürchtung, daß Wissen und Berufsarbeit den Mädchen die Heiratsaussichten zerschlagen, doch wohl nicht ernst zu nehmen.

Daß die Männer *jetzt* wenig Heiratslust zeigen, ist ihnen nicht zu verargen. Eine „moderne Frau" hat verzweifelt wenig Anziehendes für einen vernünftigen Mann. Bei den Charakterlosen, die im Einklange mit unsern ungesunden Verhältnissen ihre ethischen Ansprüche schon herabgestimmt haben, gilt freilich nur noch zweierlei als Vorbedingung zur Heirat: daß das Mädchen Geld habe und — in zweiter Linie, — daß sie hübsch sei, und das moderne Mädchen steht niedrig genug, um sich dafür hinzugeben, und die moderne Mutter niedrig genug, nach solchem Heiratskandidaten für ihre Tochter zu angeln, gleichviel welches sein sittlicher Wert ist. Man sehe aber auch nur den Durchschnitt der heutigen Ehen an. Wie wenig wirkliches Glück, wie wenig wirkliches Zusammenstimmen ist da noch zu finden! Ein Mädchen, das sich in seinem Berufe Selbstachtung erwirbt, wird sich an eine *solche* Ehe nicht wegwerfen. Heiratet sie aber, so wird sie ihrem Manne eine Stütze für sein inneres Werden sein, statt wie jetzt so oft ein Hemmnis oder gar ein feindliches Element. Unter zwanzig unglücklichen Ehen ist neunzehn Mal das häusliche Glück durch die Untüchtigkeit und geistige Unreife der Frau zerbröckelt.

Und trotzdem giebt es — unglaublich, aber wahr, — auch heute noch Väter, Mütter, die auf der Höhe ihrer Geldsäcke sitzend, mitleidig auf die Mädchen herabsehen, die einen bürgerlichen Beruf ergreifen, die Hände behaglich über dem Magen zusammenlegen und sagen: „Gott sei Dank, das hat meine Tochter nicht nötig". Und dann heiratet die Tochter, und die Ehe wird zu einer Quelle des Jammers für beide Teile, denn: — „das Mädchen hatte es ja nicht nötig, tüchtig zu sein und Herz und Verstand zu bilden, sie konnte so untüchtig und so unverständig sein, wie sie wollte, — sie besaß ja Geld". So wohlfeil sind die besten Güter des Lebens denn doch nicht, daß sie mit Rentenscheinen und gemünztem Metalle zu erwerben wären.

Und sollte es den Kindern nicht auch zu gute kommen, wenn sie von einer tüchtigen, wirklich gebildeten Mutter erzogen werden, statt von einem armseligen Menschenschemen, — den Kindern und damit der ganzen kommenden Menschheit? — Erziehen wir uns

wieder edeldenkende, verständige Frauen und wir werden eine edeldenkende und verständige Menschheit heranbilden. Professor Dodel, Zürich, der ebenfalls für die Notwendigkeit einer gründlicheren Frauenbildung eintritt, sagt[1]): „Es ist bekannt, daß unter normalen Verhältnissen körperliche und geistige Vorzüge sich von den Eltern auf die Kinder vererben. So lehren es die Naturgesetze. Auch anerzogene Eigenschaften werden zumeist durch die Mutter auf die Kinder übertragen: Genußsucht, Naschhaftigkeit, Habsucht, Heuchelei und Verlogenheit sind zumeist Erbfehler der Erziehung durch schlechte Mütter, indeß andrerseits Opferwilligkeit, Selbstverleugnung, Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Freiheitsliebe sich zumeist als Erbtugenden der Erziehung durch gute Mütter erweisen. Wie notorisch die allererſten Lebensjahre eines Kindes die psychische Grundlage ausbauen, auf welcher späterhin Schule und öffentliches Leben den Hochbau aufführen, so fällt dem Weibe als Mutter, der erste Factor zu, welcher aus dem Kinde entweder einen Engel oder einen kleinen Teufel, einen werdenden Menschen oder ein Zerrbild desselben macht." [2])

Man wird gegen die verlängerte Lernzeit der Mädchen noch anführen, daß bei den schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen, in denen wir leben, viele Töchter gebildeter Familien genötigt sind, möglichst bald zu verdienen, der verlängerte Schulbesuch daher nur für eine kleine Minderzahl möglich sei. Nun gut. Wir würden zufrieden sein, wenn nur ein Sechstel der heutigen Mädchen gründlicher gebildet und gediegener würde, als sie es jetzt sind, sie würden die andern fünf Sechstel wohlthätig beeinflussen. Aber wir glauben auch, daß bei einer tiefergehenden schul- und hauswirtschaftlichen Bildung die Modesucht und das Haschen nach einer Eleganz, die mit den Verhältnissen nicht übereinstimmt, ganz von selbst zurückgehen, und wirtschaftlich manche Ersparnisse gemacht werden, das Leben in der Familie, auch die Geselligkeit sich mehr vereinfachen wird und damit auch in den weniger begüterten Familien künftig die Mittel zu einer gründlicheren Bildung der Töchter frei werden,

1) Ethische Kultur. 12. Mai 1894.

2) „Wie oft ist es mir vor die Seele getreten, daß von allen Wohlthaten der erste mütterliche Unterricht die größte und bleibendste ist. Auf dieser Grundlage baut sich der ganze Charakter und alles Gute in demselben."
Moltke, Briefe an seine Mutter.

um so mehr, da die Zukunftssorgen der Väter wegfallen, wenn auch das Mädchen als selbstverständlich einen bürgerlichen Beruf ergreift, und nicht erst, wenn ihre Heiratsaussichten zu schmelzen beginnen.

Dann wird der wirtschaftliche Unstern schwinden, der jetzt die Familien belastet, dann werden die Männer wieder tüchtige Frauen, die Kinder wieder wahrhafte Mütter haben. Man atmet auf bei dem Gedanken, daß es dann wieder Kinder geben wird, mit allem Zauber der Natürlichkeit, der das eigentliche Kindesleben ausmacht, statt wie jetzt so vielfach altkluge, verschlagene kleine Geschöpfe, daß es dann wieder Frauen geben wird, die im „Ahnen des Göttlichen", — wie es die alten Germanen in ihren Weibern ehrten, — zu Friedensmittlerinnen im Kampfe der Welt werden, statt wie jetzt stupide Kleinigkeitskrämerinnen und hohle Modefiguren, und Männer mit dem vollen Adel der Selbstachtung, der aus der Wertschätzung für Weib und Kind hervorgeht, und durch den der Mann sich zu gut wird für das Gemeine.

Sollte es uns wirklich noch zweifelhaft sein, daß eine gründlichere Frauenbildung uns aus dem gesellschaftlichen Verfalle zurückreißen kann, in dem wir augenblicklich stehen?

V.

Das akademische Studium der Frauen.

Uns bleibt noch, auf das akademische Studium der Frauen einzugehen. Das Für und Wider dieser Angelegenheit erhitzt die Gemüter mannigfach, doch nur der kleinere Teil der Streitenden macht sich die Gründe klar, weßhalb er mit der neuen Strömung geht, oder auf dem alten Standpunkte beharrt. Da diese Strömung sich in unserm sozialen Leben aber thatsächlich Bahn gebrochen hat, sollten wir eine bewußte Stellung dazu einnehmen.

Akademisches Wissen widerspricht dem Begriffe der Weiblichkeit nicht. Gründliches Wissen macht nicht unweiblich, ebenso

wenig wie gründliche Unwiſſenheit weiblich macht. Daß das weibliche Gehirn imſtande iſt, akademiſches Wiſſen aufzunehmen, dafür iſt der Beweis erbracht.

Dies Beides zugegeben, bleibt die in den Naturgeſetzen begründete Thatſache beſtehen, daß das Nervenleben der Frau für ihre natürliche Aufgabe geordnet iſt, und daß ein beſtändiges Zuſammenfaſſen der Nerventhätigkeit im Gehirn mit der Zeit eine Erſchlaffung des weiblichen Organismus zur Folge hat. Soll dieſer geſund erhalten werden, ſo bedarf es einer rührigen Thätigkeit voll geiſtigen Inhaltes. Anſtrengende Sport-Übungen verfehlen ebenfalls den Zweck. Die Erfahrung hat gezeigt, daß ein geſundes weibliches Weſen unbeſchadet ſich das Wiſſen aneignen kann, das zur Ausübung eines akademiſchen Berufes notwendig iſt. Der Ausübung eines ſolchen Berufes gegenüber haben wir aber noch zu bedenken, daß die Frau bei gleicher Arbeit ſtets eine größere Arbeitskraft einſetzt, nicht ſowohl, weil ſie die Schwächere, — an latenter Kraft iſt ſie dem Manne überlegen, er ihr an abſoluter, — ſondern weil ſie die Lebhaftere iſt. Sie wird daher bei der Doppelpflicht ihres akademiſchen Berufes: der praktiſchen Ausübung und der wiſſenſchaftlichen Fortbildung, nur die Wahl haben, entweder hinter dem mit mehr ſachlicher Ruhe arbeitenden Manne wiſſenſchaftlich zurückzubleiben oder — ſich vorzeitig aufzureiben, entweder auf ihren eigentlichen Frauenberuf, die praktiſche Bethätigung Andern gegenüber zu verzichten, oder — abſtrakte Wiſſenſchaftlerin zu werden, und zu ſehen, wie weit ſie auf dieſem Wege kommt. So ſehr vielleicht Manche in ſchöner Begeiſterung ſagen wird: „Was liegt mir an ein paar Jahren mehr oder weniger, wenn ich nur etwas Tüchtiges geleiſtet habe im Leben“, ſo iſt dieſer Standpunkt doch von ſozialökonomiſchen und ethiſchen Grundſätzen aus zu verwerfen. In einem gut beſtellten Haushalte muß jede Kraft ſo lange als möglich erhalten werden, dann nur kann man auf ein gutes Vorwärtskommen rechnen, und über das göttliche Geheimnis „Leben“ ſteht auch für ſich ſelbſt Keinem eine perſönliche Willkür zu. Das Rechte wird für die akademiſch gebildete Frau alſo immer nur darin liegen, daß ſie ſich beſcheidet, auf dem Gebiete der praktiſchen Wiſſenſchaft, hinter dem Manne zurückzuſtehen, während ſie auf ihrem natürlichen Gebiete, in dem Erziehungsberufe und in Volks- und Kranken-Pflege von den Männern unerreicht daſteht. Unſere

zur akademischen Laufbahn drängenden Frauen müssen sich darüber klar werden, ob sie innerlich fest genug für ihren Beruf eintreten, um in diesen natürlichen Schranken keine Enttäuschung zu finden.

Mit diesem Allem haben wir nur auf die Klippen des akademischen Studiums der Frauen aufmerksam machen, nicht ihm entgegentreten wollen, denn wir dürfen uns der zwiefachen Thatsache nicht verschließen, daß bei dem augenblicklichen Zustande unserer Gesellschaft es gerade unter den geistig Regsamen immer Frauen geben wird, denen das Hintenansetzen ihrer natürlichen Aufgabe sehr nahe liegt, nicht bloß, weil sie von keinem Manne gewählt wurden, sondern ebensosehr, weil sie nicht geneigt sind, unter den jetzigen Männern zu wählen, und daß von diesen Frauen immer Etliche die Neigung verspüren werden, sich einem wissenschaftlichen Berufe zu widmen und daß die soziale Mitarbeit der Frauen, wie unsere Zeit sie heischt, in manchen Fällen unbedingt akademisches Wissen erfordert. Trotzdem glauben wir, daß sich in Deutschland der Kampf der Frauen gegen die sozialen Schäden überwiegend auf anderem Wege vollziehen und doch zum Siege führen wird. Das Akademische hat zu wenig Beziehung zum Grundtone ihres Wesens. Eher ist dies bei andern Nationen der Fall. Die Engländerin handelt nach ihren Ansichten, die Französin läßt sich von ihrem esprit leiten, die Russin und Amerikanerin folgt ihrem Selbst-Willen, die deutsche Frau folgt ihrem Gemüte, das heißt, dem erhabensten Zuge ihres Wesens, ihrem Ideal-Willen. Und ihr Ideal-Wille hat seine Wurzeln in ihrer natürlichen Bestimmung, und das wonach ihr ganzes Wesen hindrängt, wenn anders ihr ethisches Leben gesund ist, ist Bethätigung im mütterlichen Sinne, im persönlichen Fürsorgen für Solche, die der Fürsorge bedürfen.

Wenn nun ein Mädchen das Universitätsstudium ergreift, um sich durch akademisches Wissen für seinen weiblichen Beruf: die Unfertigen zu leiten, den Hülfsbedürftigen zu helfen, tüchtig zu machen, so möge sie auch bei uns unbehindert den Weg zu den akademischen Hörsälen nehmen können. Getragen von der Weihe ihres Berufes wird von ihrem Wesen ein veredelnder Einfluß auch auf die studierenden Männer ausgehen, um so mehr, als sich bei diesen jetzt auch das Gefühl für das Unwürdige eines ungezügelten Lebens Bahn bricht. So lange die studierende Frau das Bewußtsein ihres weiblichen Berufes in sich wach erhält, wird sie auch gefeit sein gegen

die Gefahren ſtudentiſcher Gemeinſamkeit. Wo aber das Verlangen nach akademiſcher Bildung lediglich aus Unzufriedenheit mit der augenblicklichen Lage der Frau, aus dem prickelnden Reize des Außergewöhnlichen oder der hohlen Abſicht hervorgeht, Gleichſtellung mit den Männern zu erreichen: da lehnen wir ſeine Berechtigung kraft der Hoheit des Frauenberufes ab. Aus ſolchen Mädchen gehen die Studentinnen hervor, die zum Zerrbilde des Weibes herabſinken, die mit ihrem flackernden Scheine wohl die Unklaren blenden, die Klar-Sehenden aber nie erwärmen und vor allen Dingen nie ſegensreich im Leben wirken können. Solche Studentinnen büßen auch ihre natürliche Anmut ein und bekommen in ihrem Weſen etwas Männiſches.

Nun ſehen viele der vorwärts drängenden Frauen zwar geringſchätzig auf die Anmut herab und meinen, ſie ſei eine zufällige Äußerlichkeit. Damit haben ſie nicht recht. Anmut iſt nicht etwas ausſchließlich Körperliches, obwohl meiſt etwas Angeborenes. Sie hat vielmehr ihre Quelle im geiſtigen Leben des Menſchen, in einem liebevoll freudigen Triebe, dem Andern freundlich zu begegnen, ihm einen freundlichen Eindruck zu geben, ein Trieb, der ganz unbewußt bei jeder Gelegenheit hervortritt. Bis zu einem gewiſſen Grade läßt Anmut ſich daher auch erwerben, allerdings wohl nur an der Hand einer chriſtlichen Verinnerlichung des Menſchen, da allein das Chriſtentum imſtande iſt, in einem unfrohen, ſelbſtiſchen, und daher ſchwerfälligen Herzen die Quelle zu erſchließen, aus der die Anmut entſpringt. Wenn wir uns klar machten, welch' wohlthätige und darum notwendige Macht im Leben der Menſchen die Anmut des Weibes iſt, wir würden uns wohl hüten, ſie zu untergraben, ſei es durch Modeſucht, ſei es durch männiſche Art. Schon jetzt iſt die Zahl der Unharmoniſchen und Verbitterten groß, denen es im eigenen Herzen an Anmut gebricht, und die Zahl der Männer verſchwindend klein, die mit wirklicher Vornehmheit in Weſen und Denkungsart dem Leben gegenüber ſtehen. Die Männer, bei denen es noch der Fall iſt, ſind faſt ausnahmelos ſolche, deren Kindheit, Jünglings- und Mannesalter unter der erziehenden Macht der weiblichen Anmut geſtanden hat. — Eine anmutige Mutter erzieht ihre Kinder beſſer als eine gelehrte. Daß Anmut etwas ſehr anderes iſt als Gefallſucht, braucht wohl kaum geſagt zu werden.

Von den akademischen Berufen entsprechen dem Frauenberufe der ärztliche, in gegebenem Falle der pharmazeutische und der des höheren Lehrfaches. Wir würden es aber für nützlich halten, wenn der Besuch aller Vorlesungen den Frauen frei gegeben würde. Zum richtigen Verständnis der sozialen Lage, an deren Hebung sie mitarbeiten will, ist für die Frau, die sich der Volkspflege zuwendet, das Hören sozial-ökonomischer Vorlesungen sehr zweckdienlich, für die Gefangenen-Pflegerin werden es juristische und sicherlich auch theologische, für die Pflegerin Geisteskranker theologische und philosophische sein.

Es sollte den Frauen, deren Streben ein ernstes ist, jedenfalls keine Schranke für ihre Ausbildung gezogen werden. Wie viel oder wie wenig sie von dieser Ausbildungsmöglichkeit Gebrauch machen, wird sich wohl an der Hand des allgemeinen Bedürfnisses regeln.

Etwas anderes ist es um die Zulassung der Frauen zu den Lehrstühlen der Universität, der Advokatur und dem richterlichen Amte.

Wir würden die natürliche Ordnung der Welt zertreten, und würden es nicht thun, ohne daß es sich schwer an unsern gesellschaftlichen Zuständen rächte, wenn wir in Allem nur der Logik des Verstandes folgten. Die Logik des Gefühles hat auch ihre Berechtigung, denn sie ist das Gegengewicht gegen jene, das dazu hilft, der menschlichen Entwicklung das Gleichgewicht innerer Wahrheit zu erhalten. Und nach der Logik des Gefühles müssen wir den Frauen diejenigen Ämter verweigern, in denen sie dem Manne so als Beamte gegenüberstehen, daß die Amtsausübung ihm gilt [1]). Wenn auch in Stockholm erst kürzlich wieder eine Frau als Professorin der Mathematik an der Universität angestellt ist, — ihre Vorgängerin im Amte, Sophie Kowalewska, starb achtunddreißig Jahre alt, wenn wir recht berichtet sind an Gehirnerweichung, jedenfalls an den Folgen geistiger Überanstrengung — und eine Amerikanerin, die neuerdings in Zürich den Titel eines Doktors der Philosophie erworben hat, ein Lehramt an der Universität Chicago bekleidet: so brauchen wir in deutschem Bewunderungstriebe nicht den „Fortschritt" anzustaunen, sondern können uns getrost eingestehen,

---

1) Der Pflegeberuf, zu dem auch die Gefangenen-Pflege gehört, macht selbstverständlich eine Ausnahme.

daß wir es hier mit einer gesellschaftlichen Unnatur zu thun haben. Wir Deutsche wollen dabei bleiben, was Gesundes an unserm Volksleben ist, zu erhalten und die kranken Zustände zu heilen, und dazu dürfen wir vor allem die „heiligende Macht des Weibes" uns nicht durch ein Beamtentum zerstören, das außerhalb der Sphäre ihres mütterlichen Berufes liegt.

Wenn hervorgehoben wird, es sollten Frauen Jura studieren, um einen Kampf gegen die Geringschätzung aufzunehmen, die die Staatsgesetze, besonders das neue bürgerliche Gesetzbuch für die Frauen bekunden, so geben wir ihnen zu bedenken, daß diese aus den heidnischen Anschauungen des römischen Rechtes stammende juridische Geringwertung des Weibes in unsern modernen Frauen noch keine ausreichende Widerlegung gefunden hat. Unsere Zeit ruft die Frauen zu geistiger Mündigkeit auf und giebt ihnen Gelegenheit, die veralteten Anschauungen zu widerlegen. Erweist sich die Frau als eine in Verständigkeit und sittlicher Reife vollgültige Persönlichkeit, deren Tüchtigkeit und mütterlicher Gemeinsinn ein Faktor wird im öffentlichen Leben, so werden ihr auch, je länger je mehr die vollen bürgerlichen Rechte zugestanden werden. Sie wird, wenn ihr juristische Fragen vertraut sind, in ihrem Lebenskreise mit immer größerem Nachdruck dafür eintreten können, aber im Sturme und mit den Männern darum hadernd wird sie es nie erreichen. Sie wird aber auch die Rechte nicht verlangen, die für ihre soziale Aufgabe wertlos sind, — also das Beamtentum außerhalb der Sphäre ihres mütterlichen Berufes, während ihr so viel schönere Pflichten zukommen. Es wäre schade, wenn die Frau ihre kostbare Zeit, in der sie das Elend der Notleidenden thätlich lindern kann, in den Fraktions- und Reichstagssitzungen verbringen würde, in denen erst die Gesetze ersonnen werden, die dem Elende steuern sollen. Aber zuhause, am heimischen Herde, oder durch ihre Berufsarbeit außerhalb des Hauses soll sie dem Manne die Gesinnung in's Herz leben, die ihn hellsichtig macht für seine Aufgabe im gesetzgebenden Körper. Die freie Liebesthat ist der beste Wegweiser für das Gesetz, denn sie entspringt dem Rechtsbewußtsein des Herzens.

Daß wir für unsere Frauen eine größere Gesetzeskenntnis anstreben müssen, liegt wohl außer allem Zweifel, und dazu dürfte, wenn nicht in dem Geschichtsunterrichte der oberen Klassen, so doch in den Wirtschaftsschulen die nötige Zeit gefunden werden. Bis

jetzt steht das schöne Geschlecht der Kenntnis der allerlandläufigsten Gesetze meist unglaublich thöricht gegenüber, was ihm bei Ausübung seines sozialen Berufes recht verhängnisvoll werden kann.

Hie und da taucht jetzt die Anschauung auf, das Gesetz der Gerechtigkeit heische es, daß die Frau vor Gericht von einer Frau verteidigt und gerichtet werde. Das ist von der Seite der Idee gesehen etwas ganz Einleuchtendes. Aber zwei Thatsachen stehen der Idee hier verneinend gegenüber. Die eine Thatsache ist die in der weiblichen Natur begründete große Erregbarkeit der Frau, die da wo Mitleid oder Abscheu das Empfinden beeinflußt, die Sachlichkeit des Urteils bedroht, die andere ist die bereits erwähnte, daß es für das lebhafter gestaltete Nervenleben der Frau aufreibend ist, bei praktischer Bethätigung wissenschaftliche Schwierigkeiten zu überwinden. Bei Beurteilung eines Falles steht der Richter aber sehr oft vor juristischen Schwierigkeiten. Man wird uns sagen, daß die Ärztin in den gleichen Fall kommen kann. Aber erstens sind Krankheitserscheinungen leichter zu beurteilen als Vergehen und zweitens wird in schwierigen Fällen die Ärztin immer den Arzt hinzuziehen. Die Lösung des Widerspruches zwischen Idee und Thatsachen wird hier wohl auch in der sittlichen Förderung der gebildeten Frau liegen, durch deren Einfluß auch der Mann als Richter zu immer gerechterem Verständnis der schuldigen Frau geführt wird.

Der Nutzen weiblicher Ärzte, besonders in der Pflege der heranwachsenden weiblichen Jugend, ist ein so oft besprochenes Thema, daß es keiner Wiederholung bedarf. Dagegen möchten wir hier auf den Wert weiblicher Armenärzte zur Behandlung der Frauen und Kinder aus dem Volke aufmerksam machen. Der Armut gegenüber kommt es meist so sehr auf das Verständnis der Not an, in der die Kranken leben, oft einer scheu verschwiegenen leiblichen und sittlichen Not. Die wahrhaft gebildete Frau aber hat viel eher als der Arzt den Schlüssel in der Hand, mit dem sie sich diese Belasteten zugänglich macht. Außerdem steht sie länger unter dem Eindrucke der Not, ist erfinderischer in Mitteln und Wegen zur Abhülfe, weil die Natur ihr Empfindungs- und Wahrnehmungsvermögen lebhafter gestaltet hat als das des Mannes. Eine Diagnose und ein Rezept, allenfalls noch eine Anweisung auf eine Krankenkasse können den Armen oft wenig nützen, und schickt der Arzt eine Pflegerin hin,

so sind ihr durch die Abhängigkeit von ihm oft gerade da die Hände gebunden, wo unverzüglich ein zielbewußtes Vorgehen notwendig wäre. Hier ist eine Ärztin besser am Platze als ein Arzt.

In allen andern als den beiden vorgenannten Fällen ist die Frau als Pflegerin von überwiegender Bedeutung. Die Ärzte betonen es immer wieder, daß bei Heilung einer Krankheit die Pflege meist bedeutungsvoller ist als die verschriebenen Mittel. Die Fähigkeit, den Menschen individuell zu erfassen und danach auf ihn einzuwirken, das Gefühl persönlicher Verpflichtung einem hülflosen Geschöpfe gegenüber, mit einem Worte, die Mütterlichkeit im Weibe, befähigen die Frau ganz vorzugsweise zur Pflege. Darum ermüdet sie auch so wenig dabei. Es ist erstaunlich, was die Frau darin zu leisten vermag. Deshalb soll in der Hauptsache die Frau Pflegerin, der Mann Arzt sein.

Zu dem Studium der Philologie möchten wir noch bemerken, daß bei dem veränderten Lehrplane der Mädchenschulen und der damit verbundenen verlängerten Lernzeit, die wir anstreben, es wünschenswert wäre, wenn der Unterricht der „Backfische" in Frauenhänden läge. In dem Alter sind die Mädchen außerordentlich schwer zu nehmen, sind schlaff und reizbar, unzugänglich und enthusiastisch. Da vermag die sachlich trockene Art des Lehrers sie sehr oft nicht zu fesseln, seine pädagogische Pedanterie führt zu Mißstimmungen und die Lernlust schwindet auf Nimmerwiederkehr aus den jungen Geistern. Weiß aber ein Lehrer mit seiner eigenen Begeisterung den Unterrichtsstoff zu erwärmen, so erwärmt er damit meist auch die jungen, unverständigen Herzen für sich selbst, zumal bei der heutigen Erziehung so vieler Mädchen, und die Kinder werden in ein ungesundes Gefühlsleben hinein getrieben, dessen krankhafter Zug ihnen nicht selten zeitlebens verbleibt. Der Unterricht einer Lehrerin würde beide Klippen umschiffen, denn meistens trägt die Frau mit größerer Lebhaftigkeit vor, und dabei wird sie den Mädchen das subjective Erfassen des Unterrichtsstoffes vermitteln, durch das er in ihnen erst fruchtbar gemacht wird, ihnen sozusagen ihre eigene Natur erschließen. In den oberen Klassen möge dann die für den weiblichen Geist heilsame Disziplin des mehr sachlichen Männer-Unterrichtes wieder hinzutreten.

Es wird uns vielfach erwidert werden, daß die Lehrerin kaum ihrer jetzigen Lehrpflicht stand halte, wie viel weniger werde sie den

erweiterten Aufgaben des Unterrichtes in den oberen Klassen gewachsen sein. Wir machen darauf aufmerksam, wie viel Ungenügen im Lehrberufe der Frau allein schon durch die klassische Bildung beseitigt würde. Wenn auch die Lehrerin oder Erzieherin kleinerer Kinder kein Latein oder Griechisch braucht, so braucht sie doch die größere Reife, die ihr aus dem umfangreicheren Wissen kommt [1]), und das Gefühl größerer Sicherheit, das sie damit erlangt, wird das Angreifende des Unterrichtes für sie sehr verringern. Wenn die Lehrerinnen so gründlich gebildet würden wie die Lehrer, wenn sie es gelernt hätten, ihre Erholungszeit so ausschließlich der Erholung zu widmen, wie diese, und die Gesundheitspflege etwas vernünftiger betrieben würde: so würde das Mädchen auch in den Oberklassen dem Lehrberufe ganz gut stand halten, zumal da ihr natürliches Geschick und ihre Freude am Verkehr mit jungen Geschöpfen ihr ihre Aufgabe psychologisch leicht macht. Wenn aber z. B. die junge, kaum zwanzigjährige Lehrerin in den Sommerferien, statt in's Freie zu gehen, in einer luftlosen Hinterstube stundenlang über eine Holzbrennerei gebückt sitzt und Benzin-Dämpfe einatmet, — die Arbeit muß zur Hochzeitsfeier einer Freundin durchaus fertig werden, — dann kann sie allerdings nicht erfrischt in das neue Semester eintreten. Für Frauen, die in einem festen Berufe stehen, ist die Sucht, neben ihrem Berufe noch allerlei Handarbeiten zu machen ein Verderb. Eine Berufserfüllung mit solchen Erholungsstunden würde den stärksten Mann aufreiben.

Ein großer Gewinn für die Mädchenbildung wäre es, wenn die Oberlehrerin, — sagen wir Philologin, — sich den Naturwissenschaften recht freudig widmete, der Botanik, Zoologie und Geologie. Sie könnte damit einen belebenden Strom in das geistige Gebiet der Mädchen leiten. Das Verständnis für die ihn umgebende Natur vertieft den Menschen und kann das einsamste Leben bereichern. Die Städterin von heute geht nur zu oft blind und stumpf an dem ihr entgegenschwellenden Reichtume vorüber. Daß sie Blumen malt, ist oft die einzige Beziehung, die sie zur Naturkunde hat, sie kennt den Vogel nicht, der im Busche singt, und das Gestein weiß sie

1) Dasselbe gilt für den Beruf der Krankenpflegerin, besonders da, wo sie nicht unter der heilsamen Disziplin eines religiösen Verbandes steht. Bei den sogenannten weltlichen Pflegerinnen, wird in Folge der mangelnden Reife des Charakters die gute Sache nicht selten zu Spott und Schanden.

nur zu bezeichnen, wenn sie es im Pappkästchen der Mineralien-Sammlung sieht, in freier Natur kennt sie es nicht wieder.

Wenn wir das Ergebnis dieser Besprechung kurz zusammenfassen, so müssen wir sagen, daß den Frauen, die sich zu ernster Arbeit im Leben rüsten, akademische Bildung nützlich sein wird, und es sich deswegen wohl lohnen würde, ihnen die Universitäten frei zu geben, und daß der Beruf der Ärztin und der einer Oberlehrerin mit der Fortentwicklung der menschlichen Gesellschaft eine Notwendigkeit geworden ist.

Die junge Studentin möge aber bei aller Hingabe an den sozialen Beruf, dem sie zustrebt, sich stets bewußt bleiben, daß der höchste Beruf des Weibes, zu dem der göttliche Wille sie von Anfang der Zeiten berufen hat, der ist, Gefährtin des Mannes und Mutter eines kommenden Geschlechtes zu sein, und möge nie in frivolem Unverstande sich einreden, daß sie diesen heiligsten Beruf der Frau von der Hand weist. Bewahrt sie sich das Bewußtsein ihres Frauenberufes, dann wird sie sich auch nie durch Entweiblichung ihres Sinnes unwert machen, das heilige Feuer des eignen Herdes zu entzünden, und hat sie sich ihren weiblichen Sinn bewahrt, so wird sie über ihrem Studium auch das nicht eingebüßt haben, was sie wahrhaft liebenswert macht: die Selbstlosigkeit. Nur eine selbstlose Frau ist ein wahres Weib, denn nur sie ist „mütterlich", und nur eine selbstlose Frau fühlt die Weihe der Gottesſendschaft, die ihrer Aufgabe an den Menschen inne wohnt.

VI.

Die Quelle der sittlichen Kraft.

Wir haben gesehen, welches die beiden großen Schäden unserer Zeit sind, die Verflachung der oberen und die Verrohung der unteren Schichten des Volkes, und daß die Wurzel des Übels in der Untüchtigkeit des Weibes liegt. Wir haben auch gesehen, was wir thun müssen, um die Schäden von der Wurzel aus zu heilen.

Aber nun hören wir, gerade im Hinblick auf unſere verflachte Geſellſchaft, die Frage: „Woher ſollen wir die Vertiefung unſerer Denkweiſe nehmen, die uns zu ſolcher Handlungsweiſe führt, die Frauen zu der ſittlichen Reife, aus der der Wille für ihren zeitgemäßen Beruf entſpringt, und die Männer zur Einſicht der ſozialen Notwendigkeit dieſer weiblichen Berufsarbeit, der ſie, als Leiter der bürgerlichen Ordnungen, erſt in Manchem den Weg ebenen müſſen?

Durch bloßes Vielwiſſen und Vielwollen iſt dieſe Vertiefung freilich nicht herzuſtellen. Daraus iſt kein Pflichtbewußtſein und keine Menſchenliebe zu ſchaffen. Das „Vielwollen“ unſerer Zeit iſt oft nur der Ausdruck der ruheloſen Unſicherheit, die durch die heutige Geſellſchaft geht.

Ein Eindringen in die Seelengeſchichte der Menſchheit kann zuwege bringen, was wir brauchen. — Wenn wir inne werden, daß unſere Zeit nicht ein loſes Blatt in der Menſchengeſchichte iſt, ſondern daß wir mit unſern Aufgaben in ein ſtetig ſich entwickelndes Ganze eingefügt ſind, wird uns ein Verſtändnis für die Großartigkeit unſerer Aufgabe und damit das von Ewigkeitsahnen getragene Pflichtgefühl kommen, deſſen wir zur gewiſſenhaften Erfüllung unſerer Aufgabe bedürfen.

Leſen wir unter dieſem Geſichtspunkte die Dichtungen und Proſa-Schriften des Altertums, die Klaſſiker und Philoſophen unſerer Zeit, ja ſelbſt unſere modernſte Literatur, wir werden überall daſſelbe Prometheus-Ringen nach Befreiung, denſelben Kampf mit eigener und fremder Schuld, dieſelbe Sehnſucht nach Einklang und Frieden finden. Wie viel verſtändnisvoller werden wir dann der Menſchengeſchichte auch unſerer Tage gegenüber ſtehen und werden erfaſſen, daß die Rieſenarbeit, die dem Menſchengeſchlechte auf die Schultern gelegt wurde, als es aus der Unbewußtheit der Natur zu dem Bewußtſein des Göttlichen in ihm erwachte, daß dieſe Rieſenarbeit, in die Jeder verſtrickt iſt, weil er ein Menſch iſt, in dem innern Loslöſen von aller Schuld beſteht, und daß Jeder mit ſeiner Schuld Teil hat an der Geſammtſchuld, daß Keiner das Recht hat, ſich auf einen Iſolirſchemel zu ſetzen, und von dort aus unbekümmert zuzuſehen, was nun wohl aus der Welt wird. Die Geſammtſchuld der Menſchheit und die Schuld des Ein-

zelnen liegt in dem Ablehnen des Göttlichen, das in ihm ist, und das von Außen an ihn herantritt.

Am deutlichsten nimmt dieses Ringen mit der Schuld und diese Sehnsucht nach Befreiung in der Bibel Gestalt an, weil sie den Menschen in Beziehung zu einem persönlichen Gotte setzt, aus dessen Ordnungen den Völkern wie den Einzelnen mit unfehlbarer Folgerichtigkeit Lohn und Strafe ihrer Thaten erwächst, und der dadurch als gütiger aber gerechter Erzieher dem Menschengeschlechte gegenüber steht, selbst wenn der im einzelnen Falle nicht Schuldige mit unter die Folgen der Gesammtschuld gestellt wird. — So seltsam es den Bibelfremden klingen mag, dies Buch vermittelt uns auch heute noch am besten das Verständnis für die Seelengeschichte der Menschheit und für die des Einzelnen, unbeschadet ob die alttestamentlichen Gesetze von Moses, die Psalmen von David abgefaßt sind oder nicht. Es möge ein Jeder die Probe mit jedem anderen Buche machen, das ihm dazu geeignet erscheint, mit alten oder neuen Philosophen, mit dem Koran, der Zendavesta, dem Talmud, den Religionsbüchern, welches Volkes es sei, aber er soll dabei auch die Bibel zur Hand nehmen und darin lesen, nicht ein Mal sondern wieder und immer wieder, wie man ein gedankenreiches Buch liest, und dann soll er entscheiden, welches ihm den klarsten Einblick in den großen geistigen Befreiungskampf der Menschen giebt und den zuverlässigsten Ausblick auf endliche Befreiung. Von denen, die die Bibel ablehnen, hat kaum Einer in urteilsfähigen Jahren sie wieder gründlich gelesen. Ein trockner Religionsunterricht, der sie zwang, ohne inneres Verständnis auswendig zu lernen, hat genügt, sie zu überzeugen, daß die Bibel nur ein Buch für Frömmlinge sei, allenfalls für das Volk, um es über sein Elend hinweg zu trösten, aber jedenfalls nicht für den nach geistiger Freiheit strebenden Gebildeten.

Wenn diesen Leuten gesagt wird, ein Zola'scher Roman enthalte trotz seiner schönen Sprache außerordentlich viel Unschönes, so greifen sie eilig zu und lesen ihn, „denn sie wollen sich selbst überzeugen". Ein Buch, das, indem es den Völkern zugänglich gemacht wurde, eine neue Epoche der Weltgeschichte begründen half, verwerfen sie „ohne sich zu überzeugen". Sie denken nicht, daß sie damit ein scharfes Urteil gegen sich selbst fällen, denn wer nach dem Grunde forscht, dem entgeht es nicht, daß sie das Buch nicht verwerfen, weil sie es nicht kennen, sondern weil ihnen von der

flüchtigen Bekanntſchaft damit ein Eindruck geblieben iſt, gegen den ſie ſich auflehnen, die Forderung, die wie ein roter Faden durch das Ganze geht, und die jener Schriftgelehrte in das Gebot zuſammenfaßt: „Du ſollſt Gott lieben“, — und wer zu aufgeklärt iſt, um einen Gott zu haben, der ſetzt: du ſollſt das Gute, die Wahrheit lieben, — von ganzem Herzen, — von ganzer Seele, — aus allen Kräften, — mit deinem ganzen Gemüte, — und — deinen Nächſten als dich ſelbſt.

Wir haben bis jetzt mit unſern Wohlthätigkeitsbeſtrebungen und unſern Arbeitergeſetzen, ſo geboten und zweckmäßig letztere auch ſind, Pflaſter über Pflaſter auf die kranken Stellen unſeres Volkslebens geklebt und ſind enttäuſcht, wenn darunter der Schaden immer weiter frißt und wir mit all' unſerer Mühe höchſtens eine oberflächliche Beſſerung erreichen, und uns entſchlüpft der mutloſe Seufzer: „Es iſt dem Fortſchritte des Übels doch nicht mehr Einhalt zu thun, — weiß Gott, was noch einmal werden ſoll“, und wenn wir uns ehrlich fragen, ſo werden wir uns ſagen müſſen, daß wir oft nur helfen, um unſer Gewiſſen zu beruhigen, aber wir entbehren dabei gänzlich der frohen Gewißheit, daß den Notſtänden in unſerm Volke wirklich abzuhelfen iſt. Und doch iſt ihnen abzuhelfen und zwar nicht nur durch den Staat, faſt mehr noch durch die Geſinnung, mit der ſich der Einzelne in dem ſich fortentwickelnden Staatsleben bethätigt. Sorgen wir, daß es geſchieht, daß Abhülfe geſchafft werde, ehe in einem Aufſchwunge der Verzweiflung das notleidende Volk Gericht über uns hält.

Wenn wir die Lehren des Chriſtentumes wirklich verſtanden haben, dann ſind wir auch Optimiſten. Der fahle Peſſimismus, der aus dem Gefühle unſerer eigenen Unkraft entſpringt, ſchwindet aus unſerer Denkart, und wir gewinnen einen Blick für die weltüberwindende Macht der Gotteswahrheit, die in der Nächſtenliebe liegt. Wenn wir in uns das Chriſtentum nicht tot leben, in ſich ſelbſt ſterben ſeine Wahrheiten nicht, und werden ſiegreich immer neues Leben wecken, und wäre es aus den Trümmern einer Welt, die ſie unverſtanden ließ. Die alten Nationen gingen unter, als ſie auf der Höhe der Selbſtſucht angekommen waren, aber noch iſt keine Nation untergegangen, die das vornehmſte Gebot des Chriſtentumes in ſich lebendig erhalten hat. Daß wir Deutſche jetzt an der Spitze der Völker ſtehen, verdanken wir der rettenden That der

Reformation, die unſern Fürſten und unſerm Volke wieder das Gefühl der eigenen Verantwortung dieſem Gebote gegenüber in's Gewiſſen geworfen hat, — unſerm evangeliſchen Geiſte!

Raffen wir uns alſo auf und übertragen wir dieſe göttlichen Forderungen in unſer Leben. Statt uns ſelbſt zum Mittelpunkte unſerer Intereſſen zu machen, treten wir für die ein, die unſerer Hülfe bedürfen. Wir bereichern unſer und der Unſrigen Leben dadurch, wie wir es mit aller Selbſtſucht nicht könnten.

Mit der erſten der beiden göttlichen Forderungen, Gott, das Gute über Alles zu lieben, finden wir uns wohl leicht ab, da wir dabei nicht genau controllirt werden können, im Gegenteile uns und Andere mit ſchönen Worten von „idealem Streben“ und dergleichen über die Lahmheit unſerer Geſinnung hinwegtäuſchen können. Nicht ſo bei der zweiten. Sie iſt die Probe auf das Exempel, durch die wir genau überwacht werden können, und die uns mit dem durchdringenden Blicke der Wahrheit in die Augen ſieht: „Du ſollſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt“.

Am redlichſten thut der Menſch ſeine Pflicht, der ſich einem unſichtbaren Gotte gegenüber verpflichtet fühlt. Das „Heilige Entwicklungs-Geſetz“, das nach v. Egidy's Zeitſchrift „Verſöhnung“ der „abgeklärte Kulturmenſch“ jetzt „fromm die Vorſehung“ nennen wird, hat keine erziehende Macht über den Menſchen. Die menſchliche Perſönlichkeit findet ſicheren Halt nur in dem perſönlichen Urquell aller „Heiligen Entwicklungs-Geſetze“. Nur wer die beiden großen göttlichen Forderungen — die völlige Hingabe an das Gute und Wahre und die freie Hingabe im Dienſte des Nächſten ehrlich lebt, ohne Selbſtbetrug, wird den Herzſchlag der ganzen Menſchheit fühlen, wird die Selbſtloſigkeit und das herzliche Erbarmen haben, wodurch er getrieben wird, das Unglück des Andern auf ſich zu nehmen, als wäre es ſein eigenes, und alle Kräfte daran zu ſetzen, dem zu wehren, ohne auf Dank und Anerkennung zu rechnen, einfach, weil es Menſchenpflicht iſt.

In dieſer Geſinnung liegt die Quelle unſerer ſittlichen Kraft, und dieſe Geſinnung ſoll das Weib der menſchlichen Geſellſchaft vermitteln. Das iſt ſeine mütterliche Aufgabe an den Völkern und an dem Einzelnen.

Darum ſtreben wir danach, uns wieder tüchtige, verſtändige und gemütstiefe Frauen heranzubilden, und wir heilen das Kranke

in dem Leben unseres Volkes. Lassen wir uns nicht irre leiten von denen, die für die Frauen alle Rechte fordern, sondern bleiben wir dabei, daß wir für sie nur die vollen Rechte edler Weiblichkeit begehren. Von dieser allein geht die heilende Kraft für unser soziales Leben aus. — Der Mann, der daheim ein sittlich gesundes, beglückendes Familienleben führt, dem ein edles Weib das Herz lenkt, wird nicht mit ansehen können, daß der Arbeiter, aus dessen Händen er die Bequemlichkeiten des täglichen Daseins nimmt, in seinem Familienleben darbt und verkommt, er wird die Gesetze finden, wird die Wege bahnen, die zu durchgreifender Hülfe führen. Nicht, so lange die gesetzgebenden Männer auf der einen, die wohlthätigen Frauen auf der andern Seite stehen, ist die soziale Not zu heben. In der Gemeinsamkeit des Wirkens liegt allein die Möglichkeit zu helfen, liegt aber auch die Erneuerung unserer schal gewordenen Gesellschaft.

Was wir dieser Arbeit als Motto voransetzten, wiederholen wir am Schlusse mit dem Worte des Apostels: „Einer trage des Anderen Last, — denn alle Gesetze werden in einem Worte erfüllet, in dem: Liebe deinen Nächsten als dich selbst. — So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung, die Liebe, die nicht das Ihre sucht."

Gal. 6, 2 und 5, 14. Röm. 13, 10. 1 Cor. 13, 5.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Kunstgeschichte im Grundriß.

Kunstliebenden Laien zum Studium und Genuß

von

M. von Broecker.

2. verb. Aufl. mit vorzüglichen Abbildungen.

1895. Eleg. Ausstatt. In Geschenkband 3 Mk. 50 Pf. Schulband 3 Mk.

„Der besondere Werth dieser Kunstgeschichte liegt darin, daß in ihr die Kunstwerke als nothwendige Geistesprodukte gerade ihrer Entstehungszeit dargestellt werden." (Bausteine.)

Diese geistvolle Uebersicht hat ein immer größeres dankbares Publikum gefunden, zumal sie eine fesselnde Ergänzung zu allen Künstler-Monographien bildet und aufs glänzendste empfohlen ist.

1896 sind erschienen:

Das Evangelium der Armen.

Ein Jahrgang Predigten

von

Bernhard Dörries,

Pfarrer in einer Vorstadt Hannovers.

5 Mk.; geschmackvoll geb. Mk. 5,80.

Der **evang. Kirchenbote f. Els.-Lothr.** 1896, No. 29 schreibt: „Es kommt wohl selten vor, daß man einen Band Predigten, gleich einem andern Buch, in wenig Tagen hintereinander liest. Aber bei vorstehendem hat es der Rez. gethan. Wenn das Wort „modern" nicht bereits zu abgeschmackt wäre, könnte man es mit Fug und Recht auf „das Evangelium der Armen" anwenden. Es sind keine dogmatische Predigten, sondern Zeitpredigten; der Verfasser greift mit viel Geschick und feinfühligem Takt mitten hinein in alle sozialen, materiellen, sittl. und geistigen Fragen unserer Tage und beleuchtet sie im Lichte des Evangeliums. So wenig ist der Stil ein herkömmlicher Predigtstil, so wenig geschraubtes Kanzelpathos findet man in dem Buch, daß man mitunter ganz vergißt eine „Predigt" zu lesen, und doch, ist man mit der Lektüre zu Ende, so ist man ganz gefangen unter die Gewalt des göttlichen Wortes. Unbedenklich stellen wir seine Predigten den besten jüngst im Druck erschienenen, Predigtsammlungen zur Seite, und wollen auch nicht unterlassen auf den im Verhältnis zu andern derartigen Werken **gering bemessenen Preis** aufmerksam zu machen."

Gotteshilfe.

Gesammelte Andachten aus dem Jahre 1895

von

Pfarrer **Friedrich Naumann,** Frankfurt a. M.

Preis kart. 1 Mk. 35 Pf., fein geb. 1 Mk. 70 Pf.

„Es ist ein Andachtsbuch und ist doch auch wiederum keines; Naumann wirkt durch seine durch das praktische Leben bestimmten Gedankengänge und gedrungene Redeweise weit mehr erschütternd, als „erbaulich" im landläufigen Sinne. Das will er eben, daß religiös Gleichgültige aufgerüttelt werden aus ihrem rein irdisch gefärbten Lebenstraum; aber auch die vermeintlich Frommen und Religiösen läßt er nicht schlafen: ein bis ins innerste Lebensmark dringender Weckruf ist seine Stimme für die evangelische Christenheit der Gegenwart, die vergessen zu haben scheint, daß Jesus Christus gesandt „zu verkündigen das Evangelium der Armen". Von dieser Seite aus will Naumann genommen sein; für die gesellschaftliche Noth, für die Enterbten des Glückes hat er ein wachsam-scharfes Auge, hat er ein glühendes Herz, will er andere Herzen glühend machen. Dazu ist seine „Gotteshilfe" bestimmt; möge sie recht, recht viele Leser finden!"

(**Evang. Kirchenbote** 1896, No. 21.)

Früher ist erschienen:

Frauenbewegung und Frauenfrage. Von Prof. Dr. J. Pierstorff. 80 Pfg.

1896 sind erschienen:

Lippmann, Frau, **Die Frau im Kommunaldienst.** Vortrag, geh. auf dem evang.-sozial. Kongreß 1896. 60 Pfg.

Wie kommt der Kleinbauernstand, wie der ländl. Taglöhnerstand zu **wirtschaftlich tüchtigen Hausfrauen?** Von O. Fleischmann. 80 Pfg.

Was kann in sozialer Beziehung zur **Hebung der Sittlichkeit auf dem Lande** geschehen? Beantwortet v. H. Wittenberg-Liegnitz. 60 Pfg.

A bas la commune! Es lebe die Gemeinde! Von *** 75 Pfg.

Diese Schrift weist in sehr interessanter Weise überzeugend nach, daß in erster Linie **die Gemeinde** als Träger socialer Reformen dienen soll und kann.

Der Zeitgeist. Novelle von L. Dougall. Deutsch von **Marla Baumann.** 1896. Lwdbd. 2 Mk. 60 Pfg.

„Die Zeit" 1896 Nr. 67 schreibt: „Ein merkwürdiges Buch! Jedenfalls soll, wer flüchtige Unterhaltung sucht, die Finger davon lassen, dazu ist es zu gut. Die Lektüre des Buches gewährt hohen ästhetischen Genuß und innere Förderung. Wir lernen religiöse Motive kennen, ganz verschieden von den unsrigen. Sie werden unserm Verständnis nahe gebracht, und so werden wir auf eine höhere Stufe religiöser Weitherzigkeit gehoben."

Evang. Gem. Bl. f. Braunschweig 1896, 49: „Es weht wirklich zuweilen ein großartiger, gewaltiger Geist durch diese Blätter.

Die Kernfragen des Christentums.

Ein Wegweiser zum Glauben. Von **Ewald Schneider.**

1896. geb. 3 Mk. 80 Pfg.

Das Buch ist nach Inhalt wie Form so vorzüglich geschrieben, daß es überall willkommen sein wird, **umsomehr als ihm thatsächlich geführte Gespräche mit einem Naturforscher zu Grunde liegen.**

Charles Kingsley:

Römer und Germanen. Nach der 9. engl. Aufl. mit Vorrede von **M. Müller.** In Geschenkband 5 Mk.

Ein geradezu klassisches Buch des begeisterten Deutschenfreundes.

Das Jahrhunderte lange Ringen der germanischen Stämme mit Rom wird **hier in ungemein ergreifender und anregender** Weise geschildert. Der geniale Engländer will weniger Thatsachen lehren, als **wie man Geschichte zu verstehen hat.**

Tägliche Gedanken. Aus Kingsley's Schriften gewählt von **seiner Frau.** Eleg. Ausstatt., geb. 4 Mk. 50 Pfg.; mit Goldschnitt 4 Mk. 80 Pfg.

Eine herrliche Auslese von Gedanken über die mannigfachsten Fragen und Dinge des menschlichen Lebens, in tagebuchartiger Anlage mit Sachregister. Raum für eigene Aufzeichnungen, Eintragung von Gedenktagen 2c.

Univ.-Buchdruckerei von E. A. Huth, Göttingen.

Educ 8395.197
Die gebildete Frau und die neue Zei
Widener Library 004566780
3 2044 079 822 094